

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

43.

Donnerstag, am 22. October 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der alte Sänger.

Eine Novelle von Herrmann Maas.

(Schluß.)

Es schlug zehn Uhr Morgens. Mein Freund hatte sich in sein Jagdkleid geworfen und trat in das Schlafgemach seiner Gemahlin, um für alle Fälle Abschied zu nehmen. Als er die Thüre hinter sich wieder leise geschlossen, bebte das Herz ihm im Busen zusammen und eine dumpfe Ahnung durchschauerte seinen Sinn.

Er trat an das Bett und schob die Vorhänge zurück. — Wie hingehaucht lagen sie da die weichen durchsichtigen Formen des schönen Weibes in den schwellenden Kissen, und lachende Träume spielten auf der schneeigen Stirn. Kaum hörbar athmete sie; das ganze reiche Leben schien zurückgeflüchtet in den sanft auf und nieder wogenden, blendend weißen Busen. Ach, ihr ganzes Dasein war ja nur Liebe für ihn! — Leise bog er sich

nieder und drückte einen heißen Kuß auf die zarten Lippen. Sie regte sich — schien ihn halb-erwachend zu erwiedern — doch von der Anstrengung des Balles noch zu sehr ermüdet, schloß sie sogleich wieder ein.

Lange starrte er regungslos auf sie nieder. Heiße Thränen sammelten sich bei dem Gedanken, es könnte der letzte Abschied sein, in seinen Augen und sanken in großen Perlen auf die Linnen herab. Dunkler wurden seine Blicke, die Conturen der Gegenstände zerrannen vor ihnen, — es ward Nacht.

Er stand an einem elenden, armseligen Strohlager. Auf diesem die abgekehrte Todtengestalt seines Weibes, ausgestreckt daliegend, den hohlen Blick auf ihn gerichtet. — Da schwebte ein Engel des Lichtes hernieder, küßte sie, und das gebrochene Auge sank hinter seine Schleier zurück. — Sie war todt! — Da schüttelte es ihn kalt — er erwachte und wankte, sich entsetzend, zur Thüre hinaus.

Im Vorzimmer begegnete ihm sein dreijähriges Töchterchen. Er riß es empor, drückte es in

glühendem Schmerz an seine Brust, hielt es dann ausgestreckt vor sich hin, betrachtete es noch einmal, als wolle er das Bild dieses Engelchens für alle Ewigkeit in seine Seele pressen — küßte es wieder — stellte es zur Erde — küßte es zum dritten Male, ohne eine Sylbe reden zu können, und stürzte hinunter auf die Straße.

Auf dem Wahlplatze wartete man seiner schon.

Einß der Pistolen war geladen, das andere nicht. Das Loos hatte einem Jeden das seine zuertheilt. Die Distanz war bestimmt. — Einß — zwei — drei — und der Offizier stürzte durchbohrt zusammen. — Vernichtet stand mein Freund an dem ächzenden Körper. Dann raffte er sich auf und ergriff die Flucht.

Er hatte die Richtung nach der nächsten Stadt eingeschlagen. Dort wollte er Courierspferde nehmen, um über die Grenze nach Frankreich zu eilen; das war zunächst sein Plan.

Sein Weg führte ihn stets durch Waldungen und Gebüsch. Das begünstigte seine Flucht. Nachdem er etwa zwei Meilen zurückgelegt, hörte er in weiter Entfernung hinter sich den Trapp von Pferden. Sogleich stieg die Befürchtung in ihm auf, daß es Polizisten seien, welche auf Anstiften der Verwandten des Gefallenen ihm nachsetzen und ihn zur gefänglichen Haft einbringen sollten. Und er täuschte sich nicht.

Die Strecke, auf der er sich jetzt befand, war frei von Gebüsch. Einige hundert Schritte vor ihm begann der Wald von Neuem. Wenige Minuten, und er sah sie in einiger Entfernung um eine Biegung des Weges kommen. Als sie seiner ansichtig wurden, verdoppelte sich die Geschwindigkeit ihrer Kasse. Kein Zweifel mehr, es galt seiner Verhaftung! Mit Anstrengung aller Kräfte suchte er den vor ihm liegenden Wald zu erreichen. Die ihn verfolgenden Kasse sausten mit Sturmeseile daher; er schwebte in der höchsten Gefahr. Noch waren sie wenige hundert Fuß auseinander, da erreichte er erst den Anfang des Waldes. Schon konnte er sogar ihre Worte verstehen, da bemerkte er hinter den ersten Baumgruppen links am Wege einen Teich, welcher rings herum mit einem Saum von Rohr und Binsen eingefast ist. In diesen stürzte er sich, getrieben von Todesangst, hinein und drückte den Kopf

unter das Wasser. Im nächsten Augenblicke sahen die Reiter auf der Stelle ab, wo sie meinen Freund verschwinden gesehen, und schickten sich an, das Binsengestrüpp des Teiches zu sondiren — kommen dem Versteck ihres Verfolgten näher und näher — mein Freund ist in Gefahr zu ertrinken — will herausspringen, um in verzweifelter Gegenwehr die letzten Versuche seiner Rettung zu wagen — ha! da rauscht es tief im Gebüsch, und die Getäuschten laufen eiligst dorthin, in der Meinung, ihr Opfer zu erjagen. Mein Freund, den günstigsten Moment ihrer weitesten Entfernung ergreifend, springt jetzt hervor aus dem Wasser, läuft zu den Pferden, schwingt sich auf das nächste, schlägt dem anderen, vermittelst eines im Halfter steckenden Pistols, mit einer solchen Riesenkraft auf den Schädel, daß es taumelnd zusammensinkt, bohrt seinem eigenen den spizigen Absatz des Stiefels dermaßen in die Weichen, daß es fausend mit ihm unter dem Fluchen der Betrogenen von dannen fliegt. Er war gerettet.

Wie ein Verzweifelter jagte er von Ort zu Ort, über Gräben und Hecken, durch Flüsse und Auen. Immer nach Westen, nach Westen! Dort mußte er an ein Ziel gelangen.

Die Nacht war kalt. Ein schneidender Westwind, von Regenschauern begleitet, fauste an ihm vorüber und hatte seine halb getrocknete Kleidung von Neuem durchnäßt. Ein Fieber durchrieselte seinen Körper, doch achtete er nicht darauf. Die Krankheit wurde von der überreizten Spannkraft des Geistes darniedergekämpft.

Am anderen Morgen sah er die Thürme von Mainz. Da stürzte sein wackeres Pferd erschöpft mit ihm zusammen. Er kroch unter dem ächzenden, zuckenden Rumpfe des sterbenden Thieres hervor und rannte in die Stadt.

Jetzt erst erkannte er das Bedenkliche seiner Lage. Er hatte ja keinen Paß, und ohne dieses Requisit konnte er nicht über die Grenze gelangen. Was zu thun?

Er lief durch Straßen und Plätze; taumelte in Conditoreien und Restaurationen hinein; ließ

sich in der Zerstreung Erfrischungen reichen, doch konnte er sie nicht genießen; blätterte geistlos in Journalen, laß einige Worte, allein vermochte nicht, ihren Zusammenhang zu fassen.

Da hörte er plötzlich von einem der hinter ihm stehenden Tische her italienisch reden. Er verstand diese Sprache, da er sie für den Zweck der Mitwirkung in italienischen Opern erlernt hatte. Das Fremdartige jener melodischen Klänge im Herzen von Deutschland reizte seine Aufmerksamkeit. Er sammelte sich und faßte den Sinn der gewechselten Reden.

Es waren die Maestris einer italienischen Sängertuppe, deren Vorhaben, nach Paris zu reisen, um dort für einige Zeit Opernvorstellungen zu geben, durch das plötzliche Erkranken ihres ersten Tenors in dieser Stadt auf das Nachtheiligste behindert wurde.

Wie ein Blitz durchzuckte jetzt den deutschen Sänger der Entschluß, sich bei dieser Gesellschaft anwerben und auf den Paß des erkrankten Italieners nach Frankreich hineinschmuggeln zu lassen.

Jetzt sollte der Fleiß, welchen er auf die Erlernung jener vocalreichen Sprache verwendet hatte, ihm herrliche Früchte tragen.

Er schritt auf den Tisch der ausländischen Künstler zu und verlangte den Signor Directore zu sprechen. Ein ällicher Herr von hoher Gestalt, glühenden, stehenden Augen und schwarzem Haare stand unter ihnen auf und gab sich dem Frager als solchen zu erkennen.

„Könnte ich die Ehre haben, mon Signor, Sie auf wenige Augenblicke allein zu sprechen?“ begann der Deutsche in italienischer Sprache.

„Ich stehe zu Befehl!“ erwiderte der Director der Tuppe.

„So haben Sie die Gewogenheit, mir zu folgen.“ Und nach diesen Worten führte ihn mein Freund in ein angrenzendes Kabinet, dessen Thüre nicht, wie alle übrigen, geöffnet, daher er sich dort ungestört aussprechen zu können hoffte.

Es war dies ein Gemach für die Reserveutenfilien der Gastzimmer, um die Geräumigkeit derselben bei einer gewöhnlichen Anzahl Besuchender nicht unnütz zu beschränken, und dessen Ameublement daher, außer vielen aufeinandergeschichteten Tischen und Stühlen, nur aus einem in ei-

ner Ecke stehenden Flügel-Fortepiano bestand. Seiner wenig ansprechenden Aussicht auf einen schmutzigen, winkligen Hof wegen, war es zur Aufnahme von Gästen nicht geeignet, und blieb sogar häufig verschlossen.

Hier begann nun mein Freund die von ihm erbetene Unterredung gleichfalls in italienischer Sprache:

„Mon Signor! Der Zufall hat mich unterrichtet, daß Sie im Begriff stehen, eine italienische Sängergesellschaft nach Paris zu führen, um dort Opernvorstellungen mit dieser zu geben, wie auch, daß Sie in hiesiger Stadt das Unglück betroffen, den Repräsentanten der ersten Tenorpartieen krankheits halber zurücklassen zu müssen. Dieser Umstand setzt Sie nun, wie ich hörte, in nicht geringe Verlegenheit, da Sie einen Ersatzmann aus Ihrem Vaterlande zu verschreiben genöthigt wären, ja sogar schwerlich einen Künstler dort zu finden hoffen, welcher an Ausbildung und Besitz natürlicher Mittel mit Ihrem hier erkrankten Mitgliede rivalisiren möchte. — Ich nun bin ebenfalls Sänger, und wenn gleich ein Deutscher, habe ich dennoch oft in italienischen Opern für das Fach der ersten Tenors mitgewirkt, welches letztere die Kenntniß Ihrer Landessprache beglaubigen wird. Meinen Namen kann ich Ihnen und will ich Umstände halber nicht nennen, obgleich das Renommé desselben mir jeden übrigen Antrag ersparen würde. Lassen Sie es sich daher genügen, daß ich die Absicht habe, zum Zwecke eines Engagements nach Paris zu gehen, mich jedoch auf der Reise hierher das Unglück betroffen hat, meine Legitimationen zu verlieren, und die Wiederbeschaffung derselben aus der entfernten Heimath die festgestellte kurze Frist meines hiesigen Aufenthaltes mir unbedingt verbietet. Indem ich nun diese Fälle nebeneinander stellte, fand ich, daß uns Beiden durch das sonderbare Zusammentreffen geholfen sein könnte, wenn Sie sich geneigt finden ließen, mich in das erledigte Engagement Ihres Tenor einschieben und notabene auf den Paß jenes Erkrankten nach Frankreich einführen zu wollen. Ich würde sogleich die Verbindlichkeit für Sie auf eine gewisse Zeit abzuschließen bereit sein.“

„Hm! hm!“ brummte hier der Fremde be-

denklich. „Ich brauche einen ersten Tenor,“ und schaute hier, mit besonderer Accentuation des Wortes ersten, dem Deutschen fragend in das Gesicht.

„Ich weiß es,“ antwortete dieser, mit höchster Anstrengung etwaige Ausbrüche seines durch solche Bedenklichkeiten gereizten Künstlerstolzes bekämpfend. „Ich weiß es, und bin überzeugt, den Ansprüchen, welche man an eine derartige Stellung zu machen berechtigt ist, durch meine Leistungen überall genügen zu können.“

„Sie sind Ihrer Fähigkeiten sich sehr bewußt,“ erwiderte der Italiener mit ironischem Lächeln. „Kennen zwar auch nicht die Größe meines Verlustes.“

„Die Ausgleichung desselben möchte Sie unter allen Umständen nur gewinnen lassen,“ sprach hier der Deutsche mit mühsam gehaltenem Tone. „Ja, meine Gegenforderung sollte sogar eine sehr mäßige sein, weil es mir namentlich daran liegt, auf diese Weise nach Frankreich zu gelangen.“

„In Hinsicht der Gegenfeststellung glaube ich mich nicht zu täuschen, daß Ihre Anforderungen den Ansprüchen dessen nachstehen würden, welchen Sie ersetzen wollen. Aber — —“ Hier stockte der Director, doch die sarkastische Wendung der Gedankenfolge malte sich deutlich auf seiner sprechenden Physiognomie. Nachdem er einige Male mit sich selbst bejahendem Kopfnicken an meinem Freunde, der durch das Betragen des Fremden auf das Aeußerste gebracht zu werden bedroht, in sprachloser Zerknirschung vor sich nieder sah, vorübergeschritten, und im Vorbeigehen ihn stets mit seinen dunklen, stechenden Augen gemessen, als wolle er die Größe der Fähigkeiten nach der persönlichen Länge des sich ihm Antragenden beurtheilen, fuhr er, endlich stillstehend, fort: „Aber ich hatte auch stets eine gute Einnahme, wenn er sang. Und wer weiß, ob —“

„Und wenn ich sang,“ fiel der Deutsche dem Italiener mit heißem Tone in die Rede, „wenn ich sang, hatte allerdings der Director des Theaters stets eine schlechte Einnahme, da er sie dreifach größer gehabt haben würde, wenn die Räumlichkeit es gestattet hätte.“ Er drehte hierauf dem unartigen Fremden den Rücken, ging zum Fenster, und trommelte mit den Fingern an den

Scheiben, um, seine furchtbare Aufregung durch diese Spielerei einigermaßen ableitend, den Ausbruch derselben zu verhüten.

„Aber so nennen Sie mir doch nur Ihren Namen. Sind Sie, wofür Sie sich ausgeben, so muß ich ihn kennen,“ sprach der Theaterdirector jetzt ein wenig ehrfurchtsvoller, da Tener ihm zu imponiren begann.

„Nein!“ antwortete der Deutsche schroff, ohne sich umzuwenden.

„Weshalb nicht?“

„Weil ich mich schäme, diesen Namen in die Kataloge einer wandernden Truppe setzen zu lassen,“ wendete sich bei den Worten mein Freund heftig ausbrechend nach dem Italiener hin. „Nothwendigkeit zwang mich, Ihnen diesen Antrag zu machen; doch Ihre, mit einem so unerhörten Grade von Indiscretion ausgesprochenen Bedenklichkeiten und Zweifel über die Wahrheit meiner Selbstempfehlung brachen mir nicht allein das Herz, sondern verstießen auch gegen meine Anforderungen an ein schuldiges, gesittetes Begegnen solches Antrages. Vor drei Tagen noch hätte ein Wink alle Theaterdirectoren Deutschlands mir zu Sklaven gemacht; das Publikum, wie zu der Verehrung eines ihm heilspendenden Götzen, zusammengescharrt, und heute! heute! — O, nur der Allgewalt dieser über mich entscheidenden Augenblicke konnte es gelingen sein, den gerechten Stolz auf meine Fähigkeiten zu zertreten, und mich zu bestimmen, gleichsam wie aus dem Kothe der stümperhaftesten Unvollkommenheit herauf, Sie um Beschäftigung wie um ein Gnadengeschenk zu bitten.“

Bis hier hatte er unter den lebhaftesten Gefften seinem Gegner die Worte fast zugeschleudert, plötzlich aber stockte er, die aus dem Auge verlorne Situation wieder erfassend, und fuhr, wie umgewandelt, mit gepreßter, bebender Stimme fort:

„Dennoch wiederhole ich die Bitte an Sie, mich unter die Zahl Ihrer Mitglieder aufzunehmen und auf erwähnte Weise mir Eingang in das französische Gebiet zu verschaffen.“

Betroffen stand der Italiener da und wußte keine Sylbe zu erwidern. Er hatte kein Urtheil über jenen Mann, der in einem Augenblicke mit

dem anmaßendsten, verächtlichsten Stolze auf ihn herabsehen, und in dem nächsten mit tiefster Unterwürfigkeit die flehendliche Bitte um Anstellung bei seiner Truppe an ihn richten konnte. Ja, fast schien es ihm, als könne er ein Betrüger sein, der jede beliebige Gelegenheit ergriffe, ohne Paß, auf der Flucht vor seinen Schandthaten, die französische Grenze zu überschreiten, und so den Händen der strafenden Gerechtigkeit sich zu entziehen suche. — Die Verschweigung seines Namens, der wechselnde Ausdruck seiner Rede, die Unmöglichkeit, bis zur Wiederbeschaffung des angeblich verlorenen PASSES in Mainz verweilen zu können, die Erscheinung selbst, das verstörte Aussehen, die von dem Schlamm des Wassers sehr unsauber gewordene Kleidung, Alles, Alles schien diese Meinung zu bestätigen. Und entschlossen antwortete er nach einer Pause: „Lassen Sie mich in Ruhe, ich mag Sie nicht in meiner Umgebung wissen!“ und schritt mit diesen Worten auf die Thüre zu, um sich zu entfernen.

Wie ein Verzweifelter stürzte sich hier mein Freund ihm in den Weg, ergriff die Hand desselben, drückte sie in höchster Verwirrung an seine Brust, und bat mit einer Stimme, als gälte es Felsen zu erweichen:

„Engagiren Sie mich! Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig, nehmen Sie mich auf unter die Zahl Ihrer Mitglieder! Führen Sie mich nach Frankreich! Mein Fleiß, mein Eifer, meine Talente, mit einem Worte, meine volle Dankbarkeit soll Sie tausendfach lohnen, soll Sie die Stunde, in der Sie mich fanden, segnen lassen, als die Quelle Ihres Wohlstandes! Nur verlangen Sie meinen Namen nicht zu wissen. Auf deutschem Grund und Boden kann und darf ich Ihnen denselben nicht nennen. Nicht das Glück, nicht die Ehre des Einzelnen, nein, das Glück und die Ehre einer Familie hängt an diesem Geheimniß. Erbarmen Sie sich meiner und nehmen Sie mich mit nach Frankreich!“

„Alles, was Sie mir da sagen,“ antwortete der Italiener entrüstet, „bestimmt mich nur um so mehr, Sie nicht in meine Dienste zu nehmen. Sie sind mir ein sehr verdächtiger Mensch. Lassen Sie mich los!“

„O, mein Gott!“ brach der Deutsche hier im

höchsten Schmerze weinend aus, da bei dieser Unschuldigung eines Verbrechens plötzlich die Erinnerung an sein armes Weib und sein Kind in ihm auftauchte, welche in diesem Augenblicke gewiß auch, weinend und jammernnd, vergebens nach Trost und Fassung in ihrem Unglücke rangen. Der Gedanke jedoch ermuthigte ihn auch von Neuem, den günstigen Augenblick seiner Rettung mit Kraft und Einsicht nach allen Richtungen hin auszubeuten. Hatte er in Frankreich erst sicheren Fuß gefaßt, so stand es ihm frei, seine Familie nachkommen zu lassen, — und die gesunkene Sonne ihres Glückes konnte in jenem Lande einen neuen Morgen über sie heraufstagen.

„Ich verdinge meine Leistungen auf ein ganzes Jahr ohne einen Heller Gehalt an Sie!“ begann er in beschwörendem Tone mit jenem harten Manne zu unterhandeln.

„Nein!“

„Auf zwei Jahre!“

„Nein! Nein!“

„Ich zahle nach Ablauf dieser zwei Jahre für den mir geleisteten Dienst einen Preis von zehntausend Franks obenein!“

„Nein! Nein! Nein! Sie sind ein Schwindler, ein Betrüger! Hinweg!“

Bei diesen Worten schleuderte ihn der Italiener mit solcher Gewalt auf die Seite, daß Jener gegen das Flügelinstrument schlug und wie ohnmächtig mit dem Kopfe auf dasselbe hernieder sank.

So lag er mehrere Augenblicke. Der Ausländer fürchtete, er habe ihm durch den so heftigen Wurf Schaden gethan, und beobachtete ihn daher mit einiger Besorgniß. Plötzlich sprang Jener freudig empor, riß den Deckel des Instrumentes auf, und sang zu der Begleitung desselben das Finale aus Lucia di Lammermoor mit einer solchen Tiefe der Empfindung, mit einer so schwunghaften Begeisterung, mit so hingebendem Vertrauen auf die fliegende Kraft seines Talentes, daß der finstere, zornige Italiener wie angewurzelt stehen blieb, und, in staunendes Entzücken versenkt, den Sänger sprachlos anstarrte. Erst glaubte er seinen Ohren nicht trauen zu können, dann rieb er sich die Augen, um zu prüfen, ob auch nicht ein anderer Mensch an die Stelle des Er-

steren, auf irgend eine geheime Weise, in dies Gemach eingeschlichen sei. Nein, nein, er war es! war derselbe, dessen flehendlichen Bitten um Anstellung er vor wenigen Minuten mit so unerhörter Grobheit begegnet!

Im Uebermaaß der Freude, auf so merkwürdige Weise einen zehnfachen Ersatz für den ihm verlorenen Sänger gefunden zu haben, stürzte der Italiener meinem Freunde zu Füßen, bat ihn tausend Mal aller Unbill wegen um Vergebung, und verstand sich im Voraus zu Allem, was dieser als Bedingung eines abzuschließenden Engagements aufstellen wollte.

Der tief Verlegte athmete schwer auf und verzick seinem Beleidiger. Nun wurde er Arm in Arm von diesem in das andere Zimmer geführt und den übrigen Sängern jubelnd als neu engagirtes Mitglied ihrer Truppe präsentirt.

An demselben Tage noch reiste die Gesellschaft nach Paris ab. Jener tiefgebeugte Künstler unter ihnen.

Noch nicht die halbe Tour hatten sie zurückgelegt, als bei meinem Freunde schon die unzweideutigsten Symptome einer Halskrankheit sich zeigten. Die furchtbare Erkältung auf der Flucht von Hohenstein nach Mainz war die augenscheinlichste Ursache hierzu. Von Stunde zu Stunde verschlimmerte sich sein Zustand, und in Paris angelangt, war er genöthigt, sogleich ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen. Der Arzt erklärte nun die sich ausbildende Krankheit für eine sehr bedenkliche Luftröhrenentzündung, in deren Fortschritt er alsbald auch sehr gefährliche Krisen zu überstehen hatte.

Alles wurde von Seiten der Direction aufgeboten, um dies abermalige Hinderniß des Unternehmens so schnell als möglich zu beseitigen.

Der Patient hatte nach Erforderniß seines Passes in Frankreich den Namen Farini annehmen müssen. Kaum konnten die Aerzte, zufolge ihrer Beobachtungen, dem Zustande desselben eine fortschreitende Genesung versprechen, als auch schon, auf Anstiften des Directors, alle Journale von Paris sich mit den löckendsten Ankündigun-

gen des ersten Auftretens jenes weltberühmten Sängers Farini, der Sonne der Gesellschaft, und was sonst noch die mehr und weniger gute Bezahlung dieser Lobhudeleien den Redacturen für neue Anpreisungsprädicate zufließen machte, beschäftigten.

Unter solchen Vorbereitungen kam mit der wiederkehrenden körperlichen Gesundheit auch der Abend seines Debutes heran, und ganz Paris harrte in der gespanntesten Erwartung der ihm so allseitig angepriesenen hohen Kunstgenüsse jenes Talentes.

Fast aus dem Krankenbette heraus wurde der Sänger auf die Bühne gezogen, denn die Einnahmen des Directors ohne Farini waren die kläglichsten, und standen demnach im richtigen Verhältnisse zu den Leistungen seiner übrigen Mitglieder. Daher drohte das ganze Unternehmen noch vor dem eigentlichen Beginne zu Grunde zu gehen, wenn der Deutsche nicht bald, als retten-der Engel, das lecke Fahrzeug wieder flott zu machen sich verstünde. Das bestimmte ihn, dem unglücklichen, einzig noch auf die Leistungen seines Reconvalescenten bauenden Director nachzugeben.

Es war Lucia di Lammermoor angefügt. Noch hatte mein Freund keinen Ton seit seiner Krankheit wieder gesungen, er wurde selbst der Probe, um schädliche Anstrengung dem geschwächten Körper zu ersparen, überhoben. So unvorbereitet trat er am Abend bei überfülltem Hause, unter den Gratulationen des freudestrahlenden Directors, auf die Scene. Die jubelnde Begrüßung des zu seinem Auftreten, wie zu einem Festgenusse allarmirten Publikums durchrauste minutenlang die Räume des weiten Hauses. Dem also Empfangenen war das etwas Alltägliche, Osterlebtes; er dankte daher kalt. Jetzt ward es todtenstill, und in fibrischer Spannung harrte man lauschend den ersten Tönen dieses gefeierten Sängers entgegen. Er begann — doch — o Himmel! — Seine Stimme war dahin! — Dünn und hart drangen die Töne aus der sonst so reichen Quelle der üppigsten Melodieenfülle hervor.

Mein Freund, der Director, das ganze versammelte Publikum, Alles war wie vom Schlage getroffen. Nachdem die erste Bestürzung vorüber, schaute ein Jeder seinen Nachbar fragend an, ob

man sich nicht getäuscht, und einem untergeordneten Sänger diesen jubelnden Empfang fälschlich zuertheilt habe. Mit Hülfe des Textbuches suchte man sich zu orientiren. Nein, nein! Er war es, der so extatisch prädicirte Farini; und nun brach Alles in ein lautes, schallendes Gelächter aus. Nach dieser Nuance bemeisterte sich ein tief empfundener Aerger des gleichsam geäfften Publikums, durch ein tobendes Geräusch des höchsten Mißfallens, von Trommeln, Pfeifen, Zischen und allen jenen Ausbrüchen des verächtlichsten, unduldsamsten Tadels begleitet, sich äußernd.

Ganz entgeistert stand jener ruinirte Künstler, den Blick starr und kalt in die Logen gerichtet, auf der Scene. Man hätte ihn für eine Statue halten können. — Hinter derselben lief der Director wie ein Rasender, sich unter den gräßlichsten Flüchen die geballten Fäuste vor die Stirn schlagend, einher. Durch den Lärm, welchen dieser verursachte, erwachte mein Freund, gleichsam aus einer Starrsucht, lief in die Couliissen, stürzte wie er war, im Costüm, die Stiegen hinunter, die Gassen hindurch, — ein Trupp von Jungen hinter diesem bunten Renner frohlockend einher, — zum Thor hinaus, die Landstraße entlang und in das nächste Gebüsch hinein. — Kein Mensch hat ihn je in Frankreich wieder gesehen.

Zehn Jahre nach diesem Vorfalle hielt sich in einer kleinen Grenzstadt des östlichen Böhmens eine wandernde Schauspielertruppe auf. Die Vorstellungen fanden in einer von rohen Brettern zusammengeschlagenen Bude vor dem Thore statt. Es war im Monat Februar. Schneidende, schaurige Nordwinde, von Regen, Schnee- und Schloßengestößen begleitet, machten häufig das Ausgehen der Einwohner unmöglich. Die sehr mangelhaft gepflasterten Straßen der Stadt glichen an vielen Stellen undurchdringlichen Morästen; ein furchtbarer Rothweg führte von den äußersten Häusern zu jenem Kunsttempel hin.

Häufig mußten die Vorstellungen wegen gänzlichen Ausbleibens der Zuschauer wegfallen. Die Sagen wurden daher Groschenweise nach jeder Einnahme den hungernden Mitgliedern zugezählt,

um wenigstens ein Brod und etwas Salz kaufen zu können, da Niemand denselben einen Pfennig creditiren wollte. Ihre Behausung war das Brettergerüst. In der Nacht diente eine zusammengerollte Couliisse als Kopfkissen, eine andere ausgebreitete als Decke. Der Geschlechtsunterschied fand bei Eintheilung der Lager nur in sofern Beachtung, als die Damen auf dem Podium, die Herren in dem Garderobenverschlage auf bloßer Erde placirt wurden. Der Director theilte das Schicksal seiner Mitglieder: Freiheit und Gleichheit hatte die drückende Noth Allen zum Wahlspruche gemacht.

Unter so ungünstigen Combinationen sollte an einem Sonntage Zampa aufgeführt werden, und die süßesten Hoffnungen des Directors wie sämtlicher Mitglieder vereinigten sich in der Erwartung dieser Vorstellung und ihres Erfolges.

Der Abend jenes Tages kam heran. Eifrig war Alles beschäftigt, sich heut die schönsten Lappen aus dem Chaos der vorhandenen Garderobe umzuhängen. Die Damen hatten ihre Papilloten seit dem Abend zuvor noch nicht gelöst. Die sinnreichsten Erfindungen wurden oft von Einzelnen zur möglichsten Ausschmückung ihrer Erscheinung gemacht. Um halb sieben Uhr schon saßen Alle da, wie die Puppen, und harrten mit bangem Herzklopfen dem über ihr Schicksal entscheidenden Schlage der siebenten Stunde, als dem Anfang der Vorstellung, entgegen. Es schlug Dreiviertel; noch war keine Seele in dem vom Regen durchträuften Auditorium.

„Ei was!“ begann hier ein junger Laffe, der Repräsentant des Alfons, welcher bis dahin steif in seinen blitzenden Tricots dageessen; „ei, was soll ich meinen Magen kasteien, um die Kehle für einen zarten Liebhaber zu präpariren, da wir ja doch wieder nicht zum Spiele kommen? Daß ich morgen hungern muß, für diese Ueberzeugung bürgt mir die Ueberfülle des Publikums vor unferm Vorhang. Ha! ha! Nichtsdestoweniger soll mir doch heute ein Stück Brod und dieser gute alte Käse, sorgenlos genossen, ganz herrlich bekommen. Einen Trunk Regenwassers aus hohler Hand dazu, und ich bin der trefflichste Diogenes der Welt!“

Bei diesen Worten zog er ein Stück Brod

und den in ein altes vergelbtes Zeitungsblatt gewickelten, kräftig duftenden Kuhkäse aus der Tasche seines neben ihm hängenden Oberrockes, schälte jenes die Atmosphäre verpestende Convolut aus seiner dreifachen Umhüllung heraus, und sprach, nachdem er mit größtem Appetite seinen Inhalt verzehrt hatte, zu dem neben ihm in tiefer Schwermuth dahinbrütenden, etwa vierzigjährigen Kollegen Namens Müller:

„Gehen Sie mir ein wenig aus der Sonne, Alexander Magnus, Diogenes will Zeitungen lesen! — Wahrhaftig, Müller, das war ein famoser Einfall von mir! Einige zehn Jahr noch jünger, und Sie könnten gut einen Alexander abgeben. Noch heute haben Sie Majestät genug, um einmal zur Noth für einen Kaiser zu gelten, welche glänzende Episoden doch hauptsächlich Ihr Rollenfach bilden.“

Schweigend rückte der alte Schauspieler, ohne sich in seiner Gedankenfolge unterbrechen zu lassen, von der Seite des muthwilligen Bürschchens hinweg.

„Aufgepaßt! Jetzt werde ich Euch einen Zeitungsartikel von Olims Zeiten her vorlesen; denn,“ setzte er lachend hinzu, „die Jahreszahl ist am Käse sitzen geblieben, und ich gründe meine Altersschätzung daher nur auf das erdfarbene, mumienartige Aussehen des Papiers. Wäre ich ein Bauchredner, würde mein Magen sie Euch nennen können! — Also aufgepaßt! — Dort heißt es:

„Paris. — Vor wenigen Tagen hatte hier selbst im Theater Port St. Martin folgender kurioser Vorfall statt, der jedoch, allen Vermuthungen zufolge, nichts anderes ist, als der glückliche Ausgang einer betrügerischen Speculation. Es wurde uns vor einiger Zeit durch einen Theaterunternehmer, Namens Sacchi, eine italienische Sängertuppe zugeführt, welche obengenannte Bühne zu ihrem Schauplatz wählte. Die Leistungen der Gesellschaft waren die kläglichsten, und die natürliche Folge davon der allerkläglichste Besuch des Publikums bei ihren Darstellungen. In dieser drückenden Lage verfällt jener Sacchi auf die List, ein auf der Reise von Italien her zufällig erkranktes, sich bereits aber im Wege der Genesung befindendes, höchst gleichgültiges Mit-

glied, als einen berühmten, in seinem Vaterlande vergötterten Tenoristen Farini — (Hier hefte der Alte zusammen.) — durch alle circulirende Journale dem Publikum auf eine so unverschämte, großsprecherische Weise ankündigen zu lassen, daß dasselbe, im höchsten Grade auf jene Leistungen piquirt, alsdann auch zu seinem ersten Auftreten in der Oper Lucia di Lammermoor in überreicher Menge das sonst stets menschenleere Theater erfüllte. Der Sänger erscheint, wird in vorgefaßter Gewißheit seiner hervorstechenden Talente jubelnd empfangen und — Ha! ha! ha!“ brach hier der Vorleser in ein schallendes Gelächter aus, „und — — nun, was denkt Ihr wohl, Colleague Müller,“ wendete er sich abermals neckend an den Alten, der gewöhnlich das Stichblatt seiner Späße war.

Bleich, wie eine Leiche, saß dieser auf der hölzernen Bank und konnte keine Sylbe antworten.

„Und,“ fuhr der Vorleser, sich immer noch nicht erholend, fort, „und — konnte keinen Ton singen!“

Jetzt lachte Alles. Müller drohte umzusinken.

„Dies von der Bühne,“ endigte der Bürsche nun seinen Vortrag, „und ließ Vorstellung und Publikum im Stiche. Beide Betrüger, der Director sowohl, wie auch sein Werkzeug, haben sich aus dem Staube gemacht; wahrscheinlich, nach wohlgepflogener Verabredung, den betrügerischen Erwerb unter sich zu theilen.“

Alles war erheitert und lachte und scherzte über diesen Vorfall. Da bemerkte das junge Bürschchen, daß Müller allein keinen Laut von sich gäbe, und wendete sich nach diesem um, in der Absicht, wie gewöhnlich über ihn zu spotten; doch ein Blick in das bleiche, ehrwürdige, jetzt thränenfeuchte Antlitz des vom furchtbarsten Schmerz vernichteten Mannes, wies ihn sogleich in seine Schranken zurück. — Alles ward still.

Bei der Vorlesung obigen Zeitungsartikels hatte man den Schlag der siebenten Stunde überhört. Jetzt schlug es ein Mal: es war ein Viertel auf Acht. Der Director trat zitternd herein.

„Meine Herrschaften, unser Verhältniß hat sich von diesem Augenblicke an gelöst. Ich bin

bankerot!" Alles war erschrocken, nur an Müller ging diese Rede ohne den geringsten Eindruck vorüber. Dieser war mein Freund.

Durch den Fall des Unternehmens, bei welchem bethätigt wir meinen armen Freund wieder gefunden, war derselbe nun abermals in die drückende Lage versetzt, sich wandernd eine anderweitige Anstellung suchen zu müssen. Das Unglück, welches ihn seit zehn Jahren unablässig mit den furchtbarsten Schlägen verfolgte, hatte dermaßen seine geistigen Anlagen erdrückt, sein Gedächtniß fast vernichtet, seiner Schwermuth von Zeit zu Zeit den Anstrich halben Wahnsinns gegeben, daß es immer übler und übler wurde, nach der Auflösung des einen Dienstverhältnisses ein anderes, wenn auch noch so untergeordnetes, wieder aufzufinden. Mit einer hämischeren Wuth konnten die Wetter des Schicksals unmöglich über einen Sterblichen hereinbrechen, und ihn von Stufe zu Stufe bis in die Tiefen des bodenlosesten Elendes hinabschleudern, als über meinen armen, bedauernswerthen Freund! —

Seit sechs Wochen durchirrte er schon, wie ein Landstreicher, entblößt von allen Existenzmitteln, nach allen Richtungen hin das Königreich Böhmen; nirgends wollte sich ihm eine Aussicht auf neuen Broderwerb eröffnen. Um vor dem letzten Grade der furchtbarsten Demüthigung, um vor dem Bettelnmüssen sich nur noch zu schützen, hatte er sogar schon zu der verzweifeltten Rettung, sich als Tagelöhner anzubieten, greifen müssen. Doch dazu selbst nicht mehr tauglich, da die Kraft seiner Muskeln dahin, und am anderen Tage schon mit einem Gnadengeschenk von seinem Herrn wieder entlassen, durchstreifte er immer und immer von Neuem das Land.

Es war mittlerweile Frühling geworden, als er eines Abends nach weitem Marsche bei einer einzeln stehenden Hütte anlangte. Erschöpft sinkt er im Angesichte derselben zusammen, und, den Rücken gegen einen Baum gelehnt, schaute das trostlose Auge zum Himmel. — Sein Weib, sein Kind, wo mochten sie sein? Ob todt, ob noch am Leben? — Hier verwirrten sich seine Gedan-

ken, Thränen nahmen ihren gewohnten Lauf über die hohlen, abgehärmten Wangen, und rollten in den Staub.

Da kam ein altes Mütterchen die Straße daher. Voll tiefen Mitleids blieb sie stehen, trat zu ihm heran, schaute in das wehmüthige, feuchte Auge, und gerührt von dem stummen Schmerze, der in diesen Wienen lag, sprach sie:

„Kommt mit, armer Mann. Ich sehe es Euch an, Ihr seid sehr ermüdet, ruht in unsrer Hütte ein wenig aus; vielleicht erreicht Ihr alsdann zur Nacht noch die nächste Herberge.“

„Für heute kann ich nicht weiter,“ sprach er mit zitternder Stimme.

„Ihr seid zu sehr ermüdet, wie ich sehe,“ fuhr die gute, alte Frau fort. „Hier könnt Ihr doch aber nicht liegen bleiben. Ist es Euch daher nicht möglich, vor Einbruch der Nacht die nächste Herberge zu erreichen, so steht auf und folgt mir in unsere Hütte. Wir haben noch ein Kämmerlein, dort könnt Ihr auf reinlichem, frischen Stroh schlafen, und neue Kräfte für Eure Weiterreise sammeln. — Wo seid Ihr denn zu Hause?“

„Im Himmel ist meine Heimath; auf Erden habe ich kein Ziel mehr zu erlangen,“ antwortete mein Freund mit gebrochener Stimme.

„Ihr seid ein armer Unglücklicher. Kommt, die stärkende Ruhe der Nacht wird Euch laben. Kommt, kommt!“

Mein Freund stand auf und folgte der guten Alten in die Hütte.

Ein Kreis von kleinen Kindern begrüßte diese bei ihrem Eintritte in das einzige Gemach des Häuschens. „Guten Abend, Großmutter! Ach, Großmutter, Brod! Brod! Uns Alle hungert schon gar zu sehr!“

„Guten Abend, guten Abend, Kinderchen! Nun, ist denn der Großvater noch nicht zu Hause?“

„Nein, nein! Ach, nur Brod! Brod!“ schrieken die Kleinen durch einander, gar nicht darauf achtend, daß noch ein Fremder mit eingetreten war.

„Seid doch artig!“ bedeutete die Alte die Kleinen. „Seht, es kommt ja noch ein Fremder mit mir; gehet sogleich zu ihm, gebt ihm die Hand und sagt: Guten Abend!“

Alle thaten, wie ihnen die Großmutter geboten, und diese sprach darauf zu dem Gaste:

„Setzt Euch auf jene Bank am Ofen. Mein Mann kann nicht mehr lange sein; dann eßt Ihr ein Paar Kartoffeln und ein Stück Brod mit uns, trinkt eine Schale guter Milch, plaudert noch ein wenig, und schlaft Euch sodann neue Kräfte für den kommenden Tag.“

„Tausend Dank, gute Frau!“ sprach mein Freund gerührt, sich auf den ihm angewiesenen Platz setzend.

„Ach, Großmutter! Großmutter! Uns hungert ja gar zu sehr!“ riefen hier abermals die Kinder weinend aus.

„Ihr müßt Euch noch ein wenig gedulden!“ antwortete die Bestürmte, welche mittlerweile ihren Rechen und Spaten in den Winkel gestellt, und die Jacke, mit der sie bekleidet gewesen, ausgezogen hatte. „Erst muß ich nach meiner Kranken auf dem Boden sehen, die geht vor Alles; und ist sie abgefertigt, dann kommt die Reihe auch an Euch, Ihr kleinen Quälgeister.“

Nach diesen Worten ging die Frau hinaus. Die Thränen meines Freundes waren versiecht. Mit mildem Troste berührte es ihn, immer doch wieder weiche Seelen zu finden, welche, ihn nach Kräften unterstützend, seine Lage nicht auf das Außerste kommen ließen. Mit sprachlosem Antheile schaute er der ungeduldigen Hast der vier sich vor ihm umhertummelnden Kleinen zu.

Da ging die Thüre auf, und ein alter Mann von ungefähr sechzig Jahren, in aufgestreiften Hemdsärmeln, rother Weste, alten ledernen Hosen und bloßen Füßen, ebenfalls einen Rechen und Spaten tragend, trat jetzt mit jener Frau, welche wir schon kennen, kopfschüttelnd herein.

„Seid mir schön willkommen, Freund!“ sprach er herzlich, dem alten Sängler die biedere Hand reichend. „Ihr werdet also bei uns übernachten?“

Mein Freund bejahte kopfnickend und dankte für den freundlichen Gruß seines Wirthes.

„Ah, guten Abend, Kinder!“ sprach dieser darauf zu den Kleinen.

„Guten Abend! Guten Abend, Großvater!“ scholl es freudig dankend aus allen vier Kehlen zugleich.

„Siehst Du, Mütterchen,“ fuhr er darauf sich an die Frau wendend fort; „mag die Hütte noch so klein und ärmlich sein, Unglückliche darin zu

beherbergen, ist sie gut und auch groß genug, wenn nur das Herz des Wirthes gut und groß ist.“

„Setzt Euch, Freund!“ sprach er alsdann wieder zu dem Fremden; „macht es Euch bequem, und ruht von Eurer Tagereise nach Gefallen aus. Nach dem Nachteffen, da führe ich Euch auf das Kämmerlein, und morgen früh wird Alles wieder weit besser gehn.“

Das Feuer im Kamine war angezündet; ein großer Topf mit Kartoffeln brodelte bei demselben. Auf dem reinlich gescheuerten Tische umgaben sieben gleich saubere hölzerne Teller, nebst eben so vielen blechernen Löffeln, eine große Schüssel voll der schönsten mit Sahne bedeckten Milch, neben welcher ein angeschnittenes schwarzes Brod, und auf diesem ein zum allgemeinen Gebrauche bestimmtes Messer lag. Die freundliche alte Frau schürte die Gluth im Kamine und probte bereits eine der Kartoffeln, sie in der Schürze zerdrückend, ob sie schon zum Genuße weich genug seien.

„Gerechter Himmel!“ rief sie plötzlich, sprang auf, und lief in größter Eile zur Thüre hinaus.

Als der mit seinen Enkeln sich beschäftigende Großpapa aufgestanden, um nach dem Grunde ihrer Bestürzung zu forschen, kam jene auch schon wieder zurück und setzte ein Töpfchen reinen Waffers tief in das Feuer.

„Was hast Du denn, Mütterchen?“ fragte der in der Thür ihr Begegnende. „Du ließt ja davon, als ob Dich die Tarantel gestochen hätte!“

„Ja, Väterchen,“ entgegnete diese, „ich hatte auch Grund, über meine Gedankenlosigkeit zu erschrecken. Denke Dir, unsrer armen Kranken ihren Thee zu kochen, hätte ich heute beinahe vergessen! Und das wäre doch unverzeihlich gewesen.“

„Ja, da hattest Du allerdings Ursache, mit Dir sehr unzufrieden zu werden. Die Kranken müssen stets befriedigt sein, ehe noch an die Gesunden einmal gedacht wird. Unser Gast hier kann das für keine Zurücksetzung seiner selbst ansehen, denn das zu thun ist die Pflicht jedes Edel denkenden, und ihn halte ich für einen braven Mann. — Nicht wahr, Freund, ich täusche mich bei Euch in dieser Meinung nicht?“ sprach er, treuherzig seinem Gast auf die Schulter klopfend.

Meinem Freunde wurde von Minute zu Mi-

nute wohler in seiner Gesellschaft. Trotzdem daß er die schwindelnden Höhen des eitlen Glanzes gekannt, würde er hier sein verlornes Glück wieder gefunden, und entfernt von dem rauschenden Wellenschlage eines trügerischen Weltlebens, entfernt auch von seinen Klippen und Gefahren, in zufriedener Ruhe das letzte Stündlein erwartet haben, hätte er nur noch einmal sein Weib, noch einmal sein Kind an den Busen drücken können.

Die dampfende Schüssel mit Kartoffeln stand jetzt auf dem Tische, und die Kinder angelten begierig von allen Seiten darnach hinauf. Niemand setzte sich noch zum Essen, denn das alte Mütterchen hatte eben ihren Thee abgegossen, und war gegangen, um ihn der Kranken auf das Kämmerlein zu tragen. Das Schreien und Bitten der vier Kinder wurde aber immer heftiger, denn da sie die Speisen vor sich sahen, glaubten sie vor Hunger umkommen zu müssen.

Da ging der Vater nach einer Ecke des weiten Gemachs und holte dort eine Laute hervor.

„Nehmt, Kinder,“ sprach er alsdann, „dieser Fremde hier ist aus der Stadt, sicher versteht er daher dies Instrument zu handhaben. Bittet ihn, daß er Euch die Zeit und Euren Hunger ein wenig vertreibe mit einem hübschen Stücklein.“

Mein Freund hörte, wehmüthig lächelnd, der Rede des Alten zu, nahm die dargereichte Laute aus der Hand eines bittenden Kindes —

„Mein Himmel, was ist Euch?“ rief plötzlich der Alte erschreckt. „Ihr werdet ja bleich, wie eine Leiche! — Kinder! Kinder! holt geschwind die Mutter, unserm Gaste wird unwohl!“

Vernichtet war der Sänger bei Berührung jenes Instruments in die Rückenlehne der Bank gesunken. — Es war dasselbe, auf dem er vor drei- undzwanzig Jahren die ersten Lieder seiner Liebe begleitet. —

(Bei dieser Stelle bebte die Tänzerin sichtlich zusammen, doch schwieg sie.)

In diesem Augenblicke stürzte auch die Frau schreiend zur Thüre herein: „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Sie stirbt! Sie stirbt! Barmherziger Heiland, sie stirbt! Zu Hülfe! Zu Hülfe!“ — und rannte in gleicher Eile wieder hinaus.

Jetzt warf sich der Alte, den ohnmächtigen Fremden haltend, in höchster Seelenangst auf die

Kniee und betete: „O, heilige Jungfrau, blicke rettend auf unsre Noth!“

Mein Freund schöpfte wieder Athem. —

„Sei gelobt, Mutter Gottes! Er kommt zu sich!“ Mit diesen Worten sprang er auf und eilte der Frau nach.

Das Geschrei der Davoneilenden, das Weinen der geängsteten Kinder, Alles das brachte den Ohnmächtigen schneller zu sich, als es sonst geschehen sein würde. Er schlug die Augen auf und warf einen namenlos schmerzvollen Blick auf die am Boden liegende Laute.

Da hörte er vom oberen Hausraume herab das verzweifelte Schreien seiner Wirthin. „Hilf, Heiland! Sie stirbt uns! Sie stirbt uns!“

Eine furchtbare Ahnung durchzuckte bei diesem Angstschrei sein Inneres. Er lief wie ein Rasender zur Thüre hinaus, flog die Treppe hinauf, stürzte sich in die offenstehende Kammer, riß die Umstehenden hinweg —: „Barmherziger Himmel! Mein Weib! Mein Weib!“ Mit diesem Ausrufe sank er schreiend auf die Leiche darnieder. Sie war so eben verschieden.

Um Mitternacht schlug er die Augen wieder auf; es standen viele Leute um ihn her. Um das Ellenbogengelenk seines linken Armes war eine Aderlaßbinde geschlungen, die rechte Hand ruhte in der eines Arztes, welcher, aufmerksam den Puls des Kranken beobachtend, in diesem Moment ausrief: „Gott sei gelobt! Nun ist er gerettet!“

Neben ihm war die Leiche verschwunden. Er glaubte geträumt zu haben, schloß vor Ermattung ein, und erwachte erst um die neunte Stunde des andern Vormittags.

An seinem Lager saß das alte Mütterchen und weinte bitterlich.

„Geht Euch mein Leid so tief?“ fragte der Kranke mit matter, bebender Stimme.

„Ach, Euer Kummer ist mein eigener und er zerreißt mir das Herz!“ erwiderte die Alte unter Thränen.

„Theilt Euch mir mit!“ entgegnete der Kranke. „Zwar kann ich nur karge Trostesworte spenden, doch auch sie schon sind lindernde Tropfen für die zehrende Gluth der Schmerzen. Gern wollte ich Euch mit meinem Vertrauen vorangehen, doch

bin ich noch zu schwach zum anhaltenden Sprechen, und mein Kummer zu groß, als daß ich mich kurz fassen könnte."

"Ach, guter Freund, was soll ich Euch noch betrüben mit fremdem Leide, da Ihr fast unfähig seid, das eigne zu tragen?" sprach sie, die hellen Thränen sich aus den Augen wischend.

"Habe ich mich Euch verrathen?" entgegnete hier mein Freund, sich staunend in die Höhe richtend.

"Euer Ausruf: Mein Weib! Mein Weib! am gestrigen Abend, als Ihr der Leiche jener Unglücklichen ansichtig wurdet, hat uns in Zusammenstellung mit manchem bei Lebzeiten von dieser Erfahrenen, auch über Euch einige Aufklärung verschafft."

"O, mein Gott!" Und abermals schien ihn seine Kraft zu verlassen. Zurücksinkend lallte er darauf: "Ich beschwöre Euch! Erzählt! — erzählt!" —

Die Alte begann nach einer Pause:

"Vor einem halben Jahre fand ich eines Abends, von unserm kleinen Felde heimkommend, unter dem nämlichen Baume, bei dem ich Euch gestern getroffen, jene Frau, ohnmächtig vor Erschöpfung zusammengesunken. Sehen konnte sie nicht mehr; ich lief daher nach unsrer Hütte, holte den Vater, mit dessen Hülfe ich sie alsdann in unsre Behausung und auf jene Kammer brachte, in der sie gestern im Herrn selig entschlafen ist.

"In der ersten Nacht schon wurde sie von einem heftigen Fieber befallen, und sprach in der Hitze desselben viel von ihrem armen, unglücklichen Manne, der sie in Folge eines Duells fliehend hatte verlassen müssen; und von einer kleinen Tochter, die sie vor zwei Jahren einem Schauspieldirector, bei dessen Theater sie selbst angestellt gewesen, von dem sie jedoch krankheits halber wieder entlassen worden war, zur Erziehung anvertraut, und über deren Aufenthalt sie, da die Truppe sich aufgelöst, schon seit längerer Zeit nichts mehr hätte erfahren können. Der Name jenes Mannes, den sie auch mehrere Male aussprach, ist mir jedoch entfallen; nur weiß ich noch, daß er auf — oni endete.

"Nach einigen Tagen legte sich ihr Fieber, doch ein sie sehr angreifender, häufig wiederkehrender

Husten blieb von demselben zurück, an dessen Folgen sie, mit hinzugetretenem Schlagflusse, nach den Ausfagen des Arztes, auch geendet hat.

"Sie hatte nichts bei sich, als die Laute und ein kleines Päckchen, wahrscheinlich mit Briefen, was sie mir Beides zur Aufbewahrung gab, und im Fall ihres Ablebens als Andenken und einzigen Lohn für die ihr bewiesene Menschenpflicht bestimmte.

"Zuweilen versuchten wir mehr über ihre Verhältnisse zu erfahren, doch wich sie stets unseren Fragen aus, und wir durften, ohne neugierig zu erscheinen, sie nicht mehr damit belästigen.

"Ihre Krankheit kostete uns manchen sauren Groschen, doch gaben wir gern Alles, um ihr zu helfen. Sie versprach, uns als Magd dienen zu wollen, wenn sie wieder gesund werden sollte. — Ach, du lieber Himmel! Wir selbst waren ja schon zu viel Helfer und Opfer in unserm kleinen Hausstande. Dennoch ehrten wir ihre Dankbarkeit." —

Eine Thräne rollte dem Kranken hier aus dem starren Auge. Nach einer Pause sprach die Frau weiter:

"Vor zwei Jahren starb meine Schwiegertochter, nachdem sie lange, seit dem Tode ihres Mannes, meines Sohnes, bei uns krank gelegen, ach! und uns fast unser ganzes Hab und Gut gekostet, um sie ihren Kindern zu erhalten. Doch Gott hatte es anders bestimmt; er nahm sie zu sich. Seitdem haben wir die vier armen Würmer zur Erziehung, und wissen oft am Abend nicht, wo wir am anderen Morgen das Bißchen Frühstück hernehmen sollen. — Setzt nun die Leiche." — Hier brach sie in lautes Schluchzen aus. — "Wollen wir auch Alles, was jene Unglückliche an sich trug, verkaufen, wir bekämen dennoch nicht das Behntel der Bestattungskosten heraus; und Ihr seid ja selbst krank und blutarm! — O, Jesus Christus, schaue gnädig auf uns hernieder! Hilf uns aus dieser harten Noth!" Hier fiel sie betend auf ihre Kniee.

Da raffte sich mein kranker Freund, trotz dem Widerstreben der Frau, auf. Er war noch vollkommen angekleidet und schritt aus seiner Kammer heraus — o Gott! da stand die Leiche seines Weibes, mit einem Tuche bedeckt, vor ihm.

Er schlug bebend die Hülle zurück. Ja, ja! So hatte seine weisssagende Phantasie ihm diese bei seinem Abschiede in Hohenstein vor elf Jahren erblicken lassen. Dasselbe armselige Lager, dieselben hohlen, zusammengesunkenen Wangen, dieselben tiefen, geschlossenen Augen! — Lange starrte er thränenlos auf sie nieder, sein Schmerz war stumpf geworden. Dann legte er das Tuch wieder darüber, sank an ihr zu Boden, und betete lange und inbrünstig. Nachdem er aufgestanden, ging er hinunter in die Stube. Der alte Mann war auf dem Felde. Er nahm die Laute und sprach zu der ihm mit Besorgniß folgenden Frau:

„Lebt für jetzt wohl! In zwei Tagen bin ich wieder hier; dann werde ich Euch danken können.“

Nach diesen Worten schritt er wankend aus der Hütte, die Landstraße nach der nächsten Stadt zu entlang.

Gegen Mittag stand er an dem Thore einer ziemlich bedeutenden Provinzialstadt. Da streckte er die Laute in hoherhabener Hand zum Himmel und sprach mit bitterem Hohne: „Du warst einst Zeuge meiner höchsten Seligkeit; werde jetzt Zeuge meines tiefsten Schmerzes: hilf mir betteln!“ Nach diesen Worten schritt er durch das Thor.

Nun ging er singend und spielend von Thür zu Thür, und an jeder vermehrte sich seine Baarschaft um einige Heller. Er kam auch in ein Haus, das einem Uhrmacher gehörte, trat auf die Flur, und begann vor der Glasthüre des Gewölbes sein Lied. Der Besitzer desselben kam heraus, ihm einen Kreuzer zu reichen, doch betroffen zog er seine Hand wieder zurück, dem wandernden Musikanten in das bleiche Antlitz schauend. Mehrere Sekunden standen sie so schweigend sich gegenüber. Da nannte der Herr mit scheuem, ungewissem, prüfendem Tone den Namen: „Ludwig?“

Der Bettler erschrak, sich nennen zu hören, sammelte seine Erinnerungen, und warf dann einen forschenden Blick auf die Physiognomie des Hausbesizers. Da ward es heller in seinem Gedächtnisse, und in gleicher Weise nannte er den Namen: „Ferdinand?“

„Ja, ich bin Ferdinand!“ rief Jener freudig bestürzt. „Ludwig! Ludwig! Mein alter Lehrkamerad!“ Er wollte seinen Freund in die Arme schließen, dieser wich aber zurück und sprach bitter:

„Wir kennen uns zwar, doch sind wir einander zu ungleich geworden, als daß wir auf diese Weise uns begrüßen könnten. Ich bin von dem Schicksale zu einem Bettler herabgestürzt, Sie zu einem reichen Herrn erhoben.“

„Ludwig! Armer, armer Freund, komm herein! — Meine Verhältnisse haben sich glücklich gestaltet, die Deinen unglücklich. Womit kann ich Dir helfen? rede! und Du wirst noch dieselbe redliche, treue Seele in mir finden, welche ich Dir stets in unsrer gemeinsamen Lehre gewesen.“ Bei diesen Worten wollte er ihn in die Thür ziehen.

Mein Freund wich nicht von der Stelle und sprach: „Ich bettelle, um der Leiche meines Weibes ein Grab erkaufen zu können. Habe also keine Zeit zu verlieren, denn gestern Abend ist sie verstorben, und der Preis dieser letzten Wohnung ist hoch.“

„Armer Ludwig, so müssen wir uns wiederfinden? O, wie wehe thut mir Dein Glend!“ rief Jener aus und zerdrückte eine Zähre zwischen seinen Wimpern. „Nun, so warte, auch ich will mein Schärflin dazu beitragen.“

Hier trat er zurück in das Gewölbe und brachte darauf dem Bettenden ein Fünfkreuzerstück. Als er ihm dasselbe in den dargereichten Hut werfen wollte, mußte er sich hinwegwenden, denn er konnte den Anblick seines unglücklichen Lehrkameraden in dieser Situation nicht ertragen. Dieser dankte und ging. Da kam der Hausbesitzer noch einmal zurück, steckte dem Bettler etwas in die hintere Rocktasche, eilte wieder in sein Gewölbe und verschloß dasselbe hinter sich.

Als mein Freund sich umsah, war Niemand mehr zu erblicken.

Nun wandelte er weiter von Thür zu Thür, bis er an jeder gesungen. Dann schritt er zum entgegengesetzten Thore wieder hinaus, um in einem anderen Orte seine Sammlung fortzusetzen. Als er im Freien war, hörte er plötzlich etwas in seiner Rocktasche klingen, griff hinein — o Himmel! Es waren zehn Louisd'or darin. Vor Schreck und Freude drohten ihm die Kniee zu

brechen, und er sank, dankend dem Himmel für diese ihm unverhofft zugesendete Hülfe, zu Boden. Nachdem er aufgestanden, lenkte er eiligst seinen Weg nach jener Hütte zurück, die für ihn den höchsten Schatz seines Lebens umschloß, — die Leiche seines Weibes, welche der Bestattung harrete.

In tiefer Nacht gelangte er dort an. Als er den beiden alten Leuten die vielen Goldstücke darreichte, wollten diese sie nicht nehmen, sondern schauten sich und dann meinen Freund wechselseitig mit prüfenden Augen an. Erst nachdem er ihnen erzählt, durch welches wunderbare, von dem Himmel geleitete Zusammentreffen (denn ihm selbst war es klar geworden) er dazu gelangt, da nahmen sie dankend es an.

Am Abende des anderen Tages wurde die theure Hülle in das Grab gesenkt. Außer den dabei Bethätigten standen nur der trauernde Gatte und die beiden alten Leute sammt ihren vier Enkelkindern weinend um dasselbe herum.

Nachdem die Gruft zugeschüttet, nahm er von den liebevollen Menschen, ihnen nochmals die Versorgung des Grabes empfehlend, mit stummer Zerknirschung Abschied, und warf sich, als er allein war, betend auf den frischen Hügel nieder. — Die Sonne war niedergegangen, da stand er auf und ging in die Weite, seine Laute und das Päckchen Briefe bei sich tragend.

Zwei von diesen waren die Todesanzeigen seiner Schwiegereltern, welche seit sieben Jahren verstorben. Der Vater hatte sich abermals dem Lafter des Spiels ergeben, war in Folge neuer Veruntrauungen seines Amtes entsetzt und gefänglich bestraft worden, aus welcher Haft ihn erst der Tod befreit hatte. Zwei Jahre noch hatte seine unglückliche Gattin von den Wohlthaten mildthätiger Seelen gelebt, da war auch sie von dieser Welt abgerufen worden.

Hier selbst war die Rache der finsternen Schicksalsmächte an dem einst zu Glücklichen noch nicht gesättigt. Ein Schlag war ihm noch vorbehalten, und dieser eine, letzte kostete ihm den Verstand.

Bei seinem von nun ab ziellosen Umherstreifen, um singend und spielend die Paar Nothgroschen für sein elendes Dasein zu erbetteln, traf er einst auf einen lüderlichen Projectenmacher, der mit einer Schauspieler- und Sängertroupe nach Konstantinopel gehen wollte, um dort deutsche Vorstellungen zu geben. Um aus dem, so unzählige, herzerreißende Erinnerungen bergenden Vaterlande zu entfliehen, ließ er sich von demselben anwerben und zog mit nach der Türkei. Seine Collegen waren sämmtlich aus der Hefe des Volkes zusammenrottirt.

Wie vorauszusehen, oder vielmehr, wie vorherbestimmt, ging das Unternehmen zu Grunde. Nachdem die Vorstellungen acht Wochen stattgefunden, empfahl sich der Director heimlich, ohne seinen Mitgliedern einen Denar Gage ausgezahlt zu haben. Diese wanderten nun bettelnd die Donau entlang, nach ihrem Vaterlande zurück.

Alles war bereits von ihnen zu Gelde gemacht, was sie nur irgend entbehren konnten, um Nahrungsmittel dafür zu verschaffen. Immer noch irrten sie in den ungarischen Wäldern, meilenweit von Deutschland entfernt, umher. Schon seit zwei Tagen hatten sie nichts genossen. Mein Freund wanderte in Gemeinschaft dreier anderer Gefellen, welche zu jeder Schandthat fähig. Ihre Noth war auf das Aeußerste gestiegen; das Schicksal drohte, sie dem Hungertode in die Arme zu führen. Da begegnete ihnen ein Wanderer. Sogleich waren jene Drei mit dem Anschläge fertig, ihn zu berauben. Mein Freund jedoch, da es ihm nicht gelang, durch Vorstellungen zu ihrem Gewissen zu dringen und sie von diesem ruchlosen Vorhaben abzuhalten, entfernte sich von ihnen, und blieb zurück, um nicht Zeuge solchen Verbrechens zu werden. Der Wanderer wurde angehalten, aller seiner Habe beraubt, und entfloh, wo er hergekommen. In diesem Augenblicke rief einer jener Spießgesellen den Namen Müller, um meinen Freund zur Theilung des Raubbes herbeizulocken. Dieser hingegen war in das Gebüsch gelaufen, um seinen gottlosen Gefährten aus den Augen zu kommen, erreichte glücklich einen Weg, und gelangte früher als Jene auf der deutschen Grenze an. Als er dort seinen Paß präsentirte und man den Namen Müller darin fand,

wurde er fest genommen, trotz allen Widerredens unter sicherem Geleite hierher gebracht und an das Criminalgefängniß abgeliefert.

Ein viertel Jahr war er bereits in seiner unverdienten Haft, ehe die eigentlichen Thäter jenes Diebstahls entdeckt und der unschuldig Bestrafte wieder in Freiheit gesetzt wurde.

Zwecklos irrte nun mein fast stumpfsinniger Freund durch die wimmelnden Straßen. Menschengedränge war ihm jedoch zuwider geworden, er ging daher zum Thor hinaus, unschlüssig, was nun zu beginnen sei. Fast wünschte er mit seiner Gewissensreinheit sich in das erst verlassene Gefängniß zurück, woselbst man ihn mindestens nähren und kleiden mußte. Seine Laute hatte man ihm in der Türkei gestohlen; nur die Briefe, als letztes, theures Andenken seines Weibes, waren ihm noch geblieben.

Lange schon schritt er, starr vor sich niederblickend, dahin, — da stößt er an etwas — er schaut auf — und steht vor dem Schaffotte — über ihm der erhängte Körper eines greisen Verbrechers. — Schauder ergreift hier seine Seele. An dem Gerüst klebt eine Afsche. Er geht hinan — liest — wirft noch einen ersterbenden Blick nach dem Leichname hinauf — dann sinkt er sprachlos zur Erde. Es war sein eigener Vater!" —

"O, halten Sie ein! Halten Sie ein! Zuviel des Schrecklichen! Das Herz bebt bei Anhörung solcher Schicksale!" brach hier die Tänzerin, welche schon lange mit fieberhafter Spannung der Erzählung gefolgt war, die Hände vor das Gesicht gepreßt, weinend aus.

"Ich bin am Schlusse," vollendete der Alte, düsteren Blickes vor sich hinstarrend, als könne die Seele von jenen wieder aufgetauchten Erinnerungen sich noch nicht loswinden. "Er erwachte im Hospitale. Sein Verstand war zerstört. Zwar kehrte dieser nach einiger Zeit wieder, dennoch verblieb er in demselben als Hülfskrankenwärter und Hospitalbote. — Das ist das Ende jenes gefeierten Künstlers!" — —

"Ich muß um Verzeihung bitten," sprach jetzt die Tänzerin wie erwachend, "Sie auf eine so störende Weise unterbrochen zu haben; — allein ich fand in den einzelnen Momenten Ihrer Erzählung oft eine so merkwürdige Ähnlichkeit mit

Erlebnissen von mir sehr theuern Personen, daß ich, meinem Interesse für dieselben ganz unterliegend, fast die Besinnung zu verlieren bedroht war. — Noch jetzt schwindelt es mir vor den Sinnen. — — Ludwig? Ludwig nannten Sie Ihren Freund?" vollendete sie, wie abermals sich verliehend, ihre Rede.

"Ja!"

"Ludwig Moldau?!" fiel sie schnell dem Alten in das Wort. — Sprachlos schaute dieser empor. — "Julie? Seine Gattin?" und eine außerordentliche Gedankenfolge schien sich wiederum in ihr zu entwickeln.

Tonlos sprach Jener: "Ja."

"Julie von Warren?!" stürmte sie auf ihn ein. Immer staunender schaute er ihr in das flammende Auge.

"Die Tochter Jenny?"

Kaum hörbar lallte der Befragte: "Ja."

"Wo ist jener Mann? Wo?!" raste sie jetzt, aufspringend, in den erbleichenden Erzähler hinein, als wolle sie die Antwort ihm aus der Seele reißen.

"Ich — bin — es — selbst —."

"O, ewiger Gott! Mein Vater! Vater! Ich bin Deine Tochter!!" Und in stürmischem Entzücken warf sie sich dem vor Freude sprachlosen Alten an die Brust.

Der Himmel lachte auf diesen schönen Augenblick hernieder.

Gedichte von Max Maria.

(Schluß.)

Die Bigue.

Still auf dem Weinberg lag der Sommertag
Am tiefen Himmel, wie vor Gluthen zitternd.
Durch unser kühles Nebgewölbe brach
Nur laues Licht, empor vom Strome flitternd.

Der Zephyr hob bald jenes Blatt, bald dies,
Und lugte hoch herein im muntern Fluge;
Dann rauscht' er kühl durch unser Paradies
Und spielte mit der Liebsten leichtem Tuche;

Die hob den runden Arm zu süßem Raube,
Das Antlitz dicht umblickt von goldnen Blättern;
Ob ihr hing, purpurglüh'nd, die schönste Traube,
Genährt von Sommergluth und Frühlingswetter.

Die faßte sie, und wie in dem Pokal
Von Alabaster flammet der Burgunder,
So glühete der Ungartraube Strahl
Entzückend in der weißen Hand herunter.

Willst Du? so lächelte das schöne Weib. — —
Doch ich lag in Bewunderung versunken!
Olympisch schön ruhte vor mir der Leib,
Das Auge, reb'beschattet, wonnetrunken,

Es spiegelte das glüh'nde Luftkrystall,
Die Blätter zitterten darin wie droben,
Die Brust stieg hoch, mit frischem Wellenfall,
Von kräft'gem Jugendathemzug gehoben. —

Und da ich immer noch im Staunen schwieg,
Da drückte zornig sie die Traub' behende,
Daß sprudelnd auf das Blut der Rebe stieg
Und überströmte die weißen Hände.

Wie ladend glühten Tropfen ohne Zahl
Auf Hand und Arm, auf Marmor wie Rubinen,
Das riß mich aus dem Traum mit einem Mal
Und emsiger und fleißiger als Bienen

Trank Tropfen schnell auf Tropfen ich durch Küsse
Von Hand und Arm bis zu der Brust hinan.
Ach! und die Tropfen waren himmlisch süße,
Ich glaub' ich hätt's in Ewigkeit gethan!

Sie lächelte voll Dank auf mich hernieder. —
Und ob ein Tropfen auf den Mund ihr fiel?
Ich weiß nur, daß ich küßt' und küßte wieder. —
Und Zephyr rauschte durch die Blätter kühl.

Frühlingslüfte.

Mir war's ums Herz recht trüb und schwer!
Der Winter lag auf Land und Meer. —
In meinem Zimmer brannte sprühend
Der Flamme lustig knisternd Glühn.
Die Feuergeister warfen fliehend
Umher die Funken im Kamin;
Und ich saß ganz versunken stille,
Sei es aus Leere oder Fülle.

Ich starrete in das Getob!
Der Wind am Fenster stöhnt und schnob,

Der aufgeregte Schnee und Regen
Schlug dumpf und prasselnd außen dran,
Und mir kam, wie ein leiser Segen,
Ein sanfter Schlummer lösend an.
Ich weiß nicht wie — mit einem Male
Stand ich im hellsten Sonnenstrahle

Auf himmelhoher Brück' von Eis,
Mit demantklarem, blanken Gleis;
Die schien zum Himmel grad zu führen.
Ein wundervoller Sang und Klang
Ertönte aus zwei glüdnen Thüren
Am Ende von dem klaren Gang.
Die Brücke war mit Regenbogen,
Zu leitendem Geländ, umzogen.

Ich wagte zu dem goldnen Thor
Ganz schüchtern mich und langsam vor. —
Der Töne und der Strahlen quollen,
Je näher ich, je mehr, heraus;
Und aus den Sängen, die erschollen,
Hört ich, ich sei am Gotteshaus.
Da, frei von Furcht, mit frommem Sinn,
Trat zu der Pfort' ich schauend hin.

Und hingefunken wär ich fast,
Von hoher Lieb' und Freud' erfaßt! —
Denn da saß Gott der Herr im Glanze
Inmitten einer Kinderschaar;
Die jubelten um ihn im Kranze,
Umflatterten sein leuchtend Haar,
Und er, in Vaterlieb' und Lust,
Zog den, bald den, an seine Brust.

Wie ging's da hoch! ein Blumenpfühl
Schien rings die Erde vor dem Spiel!
Die Bübchen flogen hin und wieder
Und führten wild und tobend Krieg.
Hier steigen zwei, dort fall'n zwei nieder,
Und Jubel krönt den leichten Sieg.
Die Feuernelken, wie Granaden,
Erreichen jeden ohne Gnaden.

Schau hier das Bübchen, blau beschwingt,
Wie's mit dem raschen Blondkopf ringt!
Er bindet ihn mit bunter Winde,
Mit froher, siegesmuth'ger Hast,
Und wälzt darüber hin geschwinde
Der Blumenblätter duft'ge Last!
Ein tobend Heerdchen dort, nicht schlecht,
Schwingt Irisblätter im Gesecht.

Dort trifft ein Sonnenblumenschuß
Ein weißes Engelchen am Fuß!
Wie zappeln böß die kleinen Beine,
Emporgestreckt aus blum'gem Grab!

Und dort, vom Blüthenzweig im Haine,
Lacht schon der Thäter keck herab.
Da jagt ein Goldkopf, wild zumal,
Den andern um des Springborns Strahl.

Die Locke fliegt, der Flügel schwirrt,
Der Goldkopf stößt, der Gegner flirrt
Hinein in's funkelnde Getropfe
Mit tobend wildem Kinderschrein.
Er schüttelt mit dem blonden Kopfe,
Dass weitum stiebt der Demantschein! —
Dann in der Muschel, in der hellen,
Schöpft er und folgt rasch dem Gefellen: —

Und Gott saß still und froh zur Mitt'
Und lachte zu dem Allen mit!
Da mocht' er plötzlich mich gewahren
Und winkte mir recht freundlich zu:
„Wer hat denn Dich hierher gefahren?
Aus welchem Himmels kommt denn Du?“
Da hub ich an: „Ach Herr in Gnaden,
Mich hat Niemand hierher geladen.“

Ich komme von der alten Erde,
Sie starrt von eifriger Beschwerde — —“
„Schon gut!“ fiel Gott mir in die Rede
Und macht des Himmels Fenster auf. —
Draus ging's hervor, wie Morgenröthe,
Und singend, jauchzend, hoch zu Hauf,
Zog froh im eilenden Getümmel
Die Kinderschaar hinaus zum Himmel.

Und lächelnd hub der Herrgott an:
„Kennst Du die Kleinen, alter Mann,
Die jetzt hinab zur Erde ziehn?
Schau nur hinab! schon wird's gelinder,
Das Feld ergrünt, die Bäume blühen,
Das Keimchen sprengt die zarten Gräfte!
Die Kleinen sind die Frühlingslüfte!“

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Frankfurt a. M. im September.

Unsere Stadt ist jetzt durch die Messe ungewöhnlich belebt. Der eigentliche Mehverkehr will sich jedoch nicht befriedigend gestalten. Die Verkäufer klagen über Mangel an Absatz und niedrige Preise, und ein großer Theil der Waaren dürfte unverkauft zurückgehen. Ein Haupt-

grund dieser traurigen Erscheinung liegt in den ungünstigen Zeitverhältnissen, namentlich in der Theuerung der Lebensmittel, in deren Folge der Mittelstand sich in seinen Waarenankäufen möglichst beschränkt. An Schenswürdigkeiten bietet die Messe fast nichts von Belang dar. Am besten stehen sich die Gasthöfe, die überhaupt diesen Sommer reiche Ernte hatten, da die Eisenbahnen und Dampfschiffe und die Nähe beliebter Bäder eine Menge Reisende nach Frankfurt zogen. Von den Bädern waren Wiesbaden und Homburg am meisten besucht, wenn auch nicht so stark wie voriges Jahr. Die Spielbanken, die leider in Deutschland, trotz aller Klagegedichte in der Presse und in den Ständesälen, noch geduldet werden, sind keines der geringsten Reizmittel, um Besucher in die Bäder zu locken, welche zum Theil (namentlich Russen und Engländer) den Winter über verweilen. Die Badepächter bieten auch Alles auf, die Fremden zu fesseln; in Homburg wird zu diesem Zwecke ein sehr gutes Orchester auch im Winter unterhalten. — Eine andere Stadt in unserer Nähe, Offenbach, zieht ebenfalls die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, zwar nicht durch Mineralquellen und Spielhäuser, aber durch große Regsamkeit auf industriellem und geistigem Gebiete. In ersterer Beziehung legt die eben stattfindende Gewerbeausstellung, welche mehr als tausend Gegenstände der verschiedensten Art enthält, ein sehr vortheilhaftes Zeugniß für Offenbach ab. Auf dem geistigen Gebiete thut sich diese Stadt durch Eifer für kirchliche Reformen besonders hervor. Die protestantischen Rationalisten oder Lichtfreunde einerseits und die Deutschkatholiken andererseits haben schon bedeutendes Terrain gewonnen. Letztere bauen jetzt eine eigene Kirche, zu welcher vor Kurzem mit großer Feierlichkeit der Grundstein gelegt wurde. — Auch Frankfurt nimmt lebhaften Antheil an den kirchlichen Bewegungen der Gegenwart. Die Lichtfreunde zählen hier viele Anhänger, die Deutschkatholiken bilden eine eigene Gemeinde und halten ihren Gottesdienst in einer protestantischen Kirche. Ihr bisheriger Geistlicher, Herr Kerbler, hat jedoch wegen Zwistigkeiten mit der Gemeinde seinen Abschied genommen. — Am 24. d. M. wird Frankfurt auch eine wissenschaftliche Versammlung in seinen Mauern sehen, jene der deutschen Sprach- und Geschichtsforscher und Rechtsgelehrten. Ein Comité hat sich bereits gebildet, welches für Empfang und Unterkommen der Teilnehmer sorgt. Hoffentlich wird Frankfurt seinem bei jedem Anlaß bewährten Rufe der Gastfreundschaft Ehre machen, zu wünschen ist nur, daß die Versammlung nicht bloß streng wissenschaftliche Gegenstände, sondern auch Fragen, die in das Leben der Gegenwart eingreifen (z. B. die Frage über öffentliches und mündliches Rechtsverfahren) in den Kreis ihrer Berathung ziehen! — Nach unerläßlicher Referentenpflicht muß ich nun auch des Theaters erwähnen. Dem Triumvirat, welches die Geschicke der hiesigen Bühne leitet (der Herren Guhr, Mats und Meck), läßt sich eine eifrige und

umsichtige Geschäftsführung nicht abstreiten, die aber freilich den Standpunkt einer Privatunternehmung stets im Auge behalten muß. Daß die Oper dominirt, erklärt sich einestheils durch den Zeitgeschmack, anderseits durch den Besitz eines trefflichen Orchesters, das durch Kapellmeister Guhr mit sichtbarer Vorliebe geleitet und gepflegt wird. Von den im Laufe des Sommers aufgetretenen Gästen errang nur der Baritonist Element aus Gräg entschiedenen Beifall. Seine Acquisition wäre unserer Oper, die gerade in diesem Fache verwaist ist, sehr nützlich gewesen; er wurde indessen von dem eben anwesenden Herrn Baison für Hamburg engagirt. Ehrenvolle Anerkennung erntete die Direction durch die Aufführung von Mozart's „Idomeneo“, einem Meisterwerk, dessen Schönheiten auch (zum Ruhm des guten Geschmacks sei es gesagt) hier ein empfängliches Publikum fanden. Halevy's „Musketire der Königin“ konnten in den bisherigen beiden Vorstellungen, ungeachtet der unbestrittenen Vorzüge der Partitur, nicht recht durchdringen. Diese Oper stellt in der That hinsichtlich des Spiels Anforderungen, denen nur we-

nige unserer deutschen Sänger gewachsen sein dürften. Eben so zweideutig war der Erfolg von Laube's „Gottsched und Gellert“. Laube hat sich in dem Stücke allerdings als talentvoller Dichter gezeigt; Behandlung und Durchführung der Intrigue aber läßt Vieles wünschen, und das Stück regt, ungeachtet einiger patriotischen Anspielungen, doch keine Zeitidee mächtig genug an, um die Sympathieen des Publikums für sich zu gewinnen. Mit großer Spannung sieht man dem binnen vierzehn Tagen beginnenden Gastspiele der Jenny Lind entgegen, die hier zum zweiten Mal Triumphe feiern soll. — Aus den Ateliers unserer Künstler ist in letzter Zeit manches Beachtungswerthe hervorgegangen, darunter Becker's „Heimkehr der Schnitter“, ein recht anmuthiges Bild, das in der Ausstellung allgemein ansprach, wenn auch die Kritik es nicht unbedingt loben kann. Die Anstellung des genialen Lessing von Düsseldorf als Professor am städtischen Institut wird als ein höchst erfreulicher Zuwachs für Frankfurts künstlerische Kräfte betrachtet.

#

Literatur und Kunst.

Jean Paul. Novellistische Schilderungen aus der Jugend des Dichters. Von Theodor Delphers. 2 Bde. Leipzig, D. Klemm. 1846.

Dieses Buch ist weder Roman, noch Biographie, obgleich der Verf. Thl. 2, S. 55 verlangt, daß man es als ersteren betrachten solle, indem er sich dort selbst „einiger nicht unbedeutender Verstöße gegen die Chronologie und einiger Modificationen der mitgetheilten Briefe Mariens und J. Pauls“ anklagt.

Auch führt der Titel „Jean Paul“ den Leser irre, indem er keinesweges in diesem Dichter den Helden des Romans wiederzufinden erwarten darf. Letzterer ist vielmehr ein unstät-geheimnißvolles Wesen, Namens Felix, welches sich unbefugt, gleichsam als eine freimaurerisch-menschliche Vorsehung, in die Haupthandlung einmischt und nach vollbrachtem Tagewerke ein heroisches Ende durch Selbstmord nimmt, welcher durch nichts als seinen Unglauben motivirt ist, den wir nur aus seinen Gesprächen mit seinem Hunde kennen lernen. Die Intrigue, welche dieser aufdringliche Genius spielt, ist übrigens eine sehr wagehäßige und widrige, indem er dieselbe in Bezug auf J. Paul, dessen dichterische Individualität zu bewahren sein einziges Ziel ist, nur

mit dem Ehren- und leiblichen Tode zweier Mädchen zu Ende zu führen vermag.

Die handelnden Personen zerfallen in zwei Gruppen, welche in keiner inneren Verbindung mit einander stehen. Auf der einen Seite sehen wir zwei adlige Familien, welche den Besitz eines Gutes erstreben, das nach einem unklar mitgetheilten Testamente derjenigen ausschließlich zufallen soll, welche zu einer bestimmten Zeit in einer fruchttragenden Ehe leben würde. Nun entsprossen der einen Familie, den Günthersdorfs, keine Kinder, weshalb die intrigante Agnes v. G. der nebenbuhlerischen Familie Schmerzenbach zwei Kinder stehlen und tödten läßt. Zufällig ist die hierbei thätige Giftmischerin des Helfers Felix Mutter, in deren Geheimnisse er gedrungen ist. Er selbst übernimmt, nach dem Tode derselben, die Beseitigung des zweiten Schmerzenbach'schen Kindes, und ist der Agnes von Günthersdorf bei Unterschlebung eines Sprößlings behülflich, auf dessen Existenz sie und ihr Gatte später ihren Anspruch auf das Gut begründen wollen. Zuletzt zeigt sich aber, daß das untergeschobene Kind das zweite der Schmerzenbach's selbst ist, und sonach erlangt durch des Schicksals Felix Vermittlung diese Familie das Eigenthum des Gutes. Felix wollte übrigens durch diesen gewag-

ten Wurf die Unthat seiner verrufenen Mutter ausgleichen.

Die zweite Gruppe der Personen im Romane besteht aus Felix' früherer Geliebten, deren liederlichem Gatten, einem Seiler, und dem Töchterchen Beider, Marie. Diese Familie tritt nur dadurch zur Haupt-handlung in einige Beziehung, daß sie das Goldkind, um das sich Alles dreht, eine Zeit lang „auf der Ziehe“ hat.

J. Paul läuft bei der ganzen Geschichte nur ganz zufällig nebenher. Er liebt Agnes' Schwester, Charlotte, welche ihn aber nicht gehörig wiederliebt und ihm — so will es Felix — zuletzt den Korb reicht. Dagegen betet ihn die Seilerstochter, ohne ihn je gesehen zu haben, an, „weil sie“, nicht etwa somnambul, sondern ganz gewöhnlich, „von ihm geträumt“, ja sie verliebt sich in ihn als Dichter, ehe sie ihn gelesen! Er aber beantwortet die mannstollen Briefe der Armen theils nicht, theils nicht nach deren Wunsch — wieder ein Werk des allmächtig waltenden Felix — und bringt sie dadurch zur Vernunft, d. h. zur Schaam, von der sie zuletzt zum Selbstmorde getrieben wird.

Man sieht aus dem Allen, auf wie schwachen Füßen des Verfassers Erfindungskunst steht. Von Charakterzeichnung ist gar keine Rede, die Figuren sind nur durch die Schablone gemalt.

Am Schlechtesten ist nun aber J. Paul weggekommen. Kann er schon als leidende, unthätige Person die Aufmerksamkeit nicht im Mindesten fesseln, so ist es um so unverzeihlicher, daß der Verf. weder seine Aeußerlichkeit, noch seine so reiche Innenwelt einer Schilderung gewürdigt hat. Er setzt, wie er anführt, die Kenntniß von J. Pauls Individualität bei seinen Lesern voraus, und läßt doch, im Widerspruche hiermit, den Roman unter dessen Firma erscheinen. Das Einzige, was er Interessantes vom Dichter mittheilt, sind einige Originalbriefe desselben. Aber, wenden wir ein, wer J. Pauls Leben und Wesen kennt, dem werden auch diese Briefe nicht unbekannt sein.

Was übrigens das Verhältniß J. Pauls zu Charlotten anlangt, so scheint darunter ein wirklich vorhandenes, das zu einer gewissen Caroline, zu verstehen zu sein, dessen Spazier in der Biographie des

Dichters Bd. 3 S. 63 gedenkt. Das prosaische Ende dieser Liebe aber, und der Umstand, daß es auf den Genius des Dichters auch nicht den geringsten Einfluß geäußert, läßt es als kein würdiges Object einer romanmäßigen Schilderung erscheinen.

Eben so wenig mögen wir die in die Novelle verwebte Darstellung der Liebe jener Seilerstochter billigen. Ist sie nämlich sammt den sämtlichen Briefschaften und Gedichtchen, wie wir glauben, erfunden, so ist sie sehr schlecht erfunden, denn das verliebte Kind ist und bleibt, trotz seiner theilweise nicht übeln lyrischen Gedichte, eine Frage, eine höchst verunglückte Nachbildung der Göthe'schen Mignon. Sollte dagegen der Verf. aus uns unbekanntem Quellen geschöpft und sonach jene im Schlafe sich verliebende Marie wirklich gegen die Natur existirt haben, so wäre es um ihretwillen besser gewesen, von ihrer Existenz nichts zu veröffentlichen. Denn auf J. Pauls Leben scheint dieses Hiftörchen, wenn überhaupt wahr, ganz einflußlos geblieben zu sein, wie auch der Verf. nicht versucht hat, einen solchen Einfluß nachzuweisen.

Noch ist einer episodischen Person zu erwähnen, des liederlichen Seilers, des sogenannten Friedensstifters, welcher sich durchaus im Tone eines genial-burschikosen Bagabunden vernehmen läßt. Er wird vom Verf. benützt, etwas Socialismus zu predigen und zwei pikante politische Standreden zu halten, die eine über des deutschen Michels große That, die andere über deutsche Treue. Diese beiden Satyren, an sich betrachtet, möchten wir, hinsichtlich der Erfindung wie Darstellung, als das einzig Gelingene des ganzen Werkes bezeichnen.

Denn die Darstellung des Letzteren ist matt, ohne irgend welche poetische Färbung; ja sie verliert sich oft in eine ermüdende Breite. Die Trinklieder des Friedensstifters und einige der Lieder Mariens verrathen jedoch lyrisches Talent. Letztere rühren wohl jedenfalls vom Verf., nicht aus dem vorigen Jahrhundert, her, denn es sind Keime der Heine'schen Schule.

Der Druck ist gut, das Papier jedoch etwas dünn, so daß Ersterer durchschimmert.

N. P.

D r e s d e n.

Königl. Hoftheater.

Am 14. October:

Norma. Oper in 2 Acten, von Donizetti.

Am 16. October:

Der Tempel und die Jüdin. Oper in 3 Acten, von Marschner.

Italienische und deutsche Oper! — Donizetti und Marschner! — In der That Gegensätze, die kaum schroffer sein können. Dort in der italienischen Oper das Aufopfern dramatischer Wahrheit, musikalisch charakteristischer Auffassung und Darstellung zu Gunsten des Gesanges; hier in der deutschen Oper das Aufopfern des Gesanges zu Gunsten jener! Extreme, in deren Mitte nur das Wahre liegen kann. Wohl schwer ist jener Punkt des Gleichgewichts zu finden. Die Gegenwart hat diese Aufgabe wenigstens noch nicht völlig genügend gelöst; und es giebt außer Mozart wohl keinen, weder deutschen noch italienischen Operncomponisten, der beide Gegensätze so genial in Eins verschmolzen hätte, wie z. B. in Don Juan. Können auch Rossini und Maria Weber, Jener in seinen größten Meisterwerken, dem Tell und dem Barbier von Sevilla, Dieser in seinem Freischütz, mit Mozart in dieser Beziehung in die Schranken treten, so müssen wir Beiden doch nur den Preis nach ihm zuerkennen, eine Behauptung, deren Begründung wir der erforderlichen Kürze wegen dem denkfertigen Leser überlassen müssen.

Norma und Tempel und Jüdin! — In Norma schwimmt der Gesang und mit ihm das rein lyrische Element leicht und losgerissen von dem epischen des Drama oben auf, und nur das Pathos der Darstellung ist das lockere Band, welches ihm eine Fessel anlegt. In Tempel und Jüdin dagegen geht der Gesang und mit ihm die Lyrik fast ganz unter in den überfluthenden Bogen des dramatischen Elements bei erschöpfender musikalischer Charakterisirung der vorgeführten Scenen und Figuren. Vermag in Norma das Pathos zuweilen jene Fehler, die aus Verleugnung aller Charakteristik entspringen, zu umhüllen, so läßt in Tempel und Jüdin die frische und leidenschaftsreiche musikalische Charakteristik nur zu häufig das Pathos vermissen, welches zu Gunsten des Gesanges Vermittlerin zwischen dem Lyrischen und Epischen ist. Daher tritt in Norma bei Mangel an musikalisch dramatischer Wahrheit, bei

Armuth der Erfindung und Oberflächlichkeit der Ausführung das Technische des Gesanges so siegreich in den Vordergrund, während in Tempel und Jüdin bei dramatischer Wahrheit der Musik, bei großem Reichtume der Erfindung und bei tüchtig künstlerischer Ausführung der Gesang in den Hintergrund tritt. — So wird es erklärlich, warum selbst unsere größten Sängerinnen sich lieber der Darstellung der Norma als der der Rebecca zuwenden, warum in jener Rolle das Publicum ihnen reichere Vorbereitungen streut als in dieser, warum, da die große Masse sich immer mehr an den äußeren, sinnlichen Eindruck hält, Norma mehr Sympathieen weckt als Tempel und Jüdin. Hätten die Italiener die Tiefe und Schöpferkraft der Deutschen und wollten die deutschen Operncomponisten von den Italienern lernen, was ihnen fehlt, nämlich die Kunst, die Menschenstimmen für ihre Zwecke in angemessener Weise zu benutzen, dann würden Beide die schwere Aufgabe zu lösen im Stande sein.

Die Oper gehört dem Volke, nicht einzelnen scharfsinnigen Musikern von Fach, die sich an der musikalischen Erfindung, an der künstlerisch vollendeten Ausführung begeistern können, und gern die instrumentalmäßige Behandlung der Singstimme, wobei ihr Gewalt angethan ist, übersehen; sie ist aber auch ein Kunstproduct, an welches die Aesthetik trotz dem die höchsten Anforderungen stellen kann, welche zu befriedigen des Componisten Pflicht und Schuldigkeit ist. Wir verkennen keineswegs die Schwierigkeit der Aufgabe, wir haben vielmehr die Ueberzeugung, daß die Oper die schwerste unter allen ist, die sich ein Musiker stellen kann; und bestimmt uns das einerseits, um so bereitwilliger das Gute, was in diesem Zweige der Kunst geleistet wird, anzuerkennen, so fordert uns andererseits die Bedeutenheit der Oper zu einer um so ernsteren und besonneneren Kritik auf.

In Rücksicht, daß die Darstellung der Norma für die Sänger weit leichter und vortheilhafter als die des Tempel ist, müssen wir den Sängern letztgenannter Darstellung den Preis zuerkennen, obgleich namentlich Fräulein Wagner als Norma und Fräulein Thiele als Adalgisa Lobenswerthes geleistet haben. Es wäre unrecht, von Fräulein Wagner zu verlangen, daß sie als Norma Gleiches leiste wie eine Schröder-Devrient und eine Jenny Lind. Die Norma ist keine Rolle, für welche sie so geschaffen wie z. B. für die der Valentine, obwohl sie in erstgenannter poetische wie künstlerische Befähigung hinreichend offenbart. Wir raten aber Fr. Wagner und Fr. Thiele, von dem zweimal

verunglückten Staccato in der Cadenz ihres Duetts abzustehen. Dergleichen Kunststückchen sind zu halsbrecherisch, haben, wenn sie einmal gelingen, durchaus keinen Werth und stellen, wenn sie misslingen, Die, welche sich mit ihnen produciren wollen, dem unverdienten Spotte Preis. Herr Tichatschek mit seiner großen Stimme, einem seltenen Geschenke der wunderreichen Natur, wird wohlthun, den Reichtum seiner Kraft dann und wann besser zu Rathe zu halten, denn Verschwendung zur Unzeit ist auch ein Fehler. Beleidigend ist sein stereotyp gewordenes Markiren der Gesangsphrasen mit Hilfe der Gesticulation. Dann und wann mag es von Wirkung sein, die Hände a tempo mit rhythmisch scharf markirten Tönen zu bewegen, aber Consequenz daraus zu machen, ist fehlerhafte Manier, die von Beschränktheit zeugt. Ferner beleidigt es, wenn dieser sonst außerordentlich deutlich aussprechende Sänger in dem Liede: „Wer ist der Ritter hoch geehrt?“ singt: „Wäh-hä-häherr ist der Ritter“ zc. Was die wüthende Bewegung bedeuten sollte, die er nach dem Vortrage jenes Liedes machte, können wir nicht begreifen. Zur Rolle, zur Situation gehörte diese Wuthäußerung durchaus nicht, und die Vermuthung, welche unser Nachbar äußerte, wollen wir nicht für wahr halten, da es zu kleinlich wäre für einen Sänger wie Tichatschek, wenn er sich ärgern wollte, daß dieses Lied nicht wie gewöhnlich vom Publicum da capo verlangt wurde. Bedenkt man die Schwierigkeit der Aufgabe, welche Madame Kriete in der Rolle der Rebecca zu lösen hatte, so können wir ihr ehrenvolle Anerkennung nicht versagen. Die fast übermäßig anstrengende, für die Stimme ungünstige und theilweise sehr ungünstige Partie hat sie bei durchgängig reiner und sicherer Intonation und bei ausdrucksvoller Darstellung so durchgeführt, daß man nur selten an jene Schwierigkeiten erinnert wurde, an denen die Anstrengungen mancher andern Sängerin scheitern würden. Gleiches müssen wir von Herrn Ritterwurzler in der Rolle des Templers lobend erwähnen. Ihm boten sich dieselben Schwierigkeiten, in deren Beachtung wir auch die Leistungen der übrigen Sänger mehr oder weniger günstig beurtheilen müssen. — Hat der Chor in Templer und Jüdin, namentlich der der Männer, auch sein Möglichstes geleistet und entschuldigen wir die Unsicherheit desselben in der Norma mit dem ungewohnten italienischen Texte, so müssen wir doch sehr beklagen, daß er durch bei Weitem zu wenig Sänger vertreten wird. Er muß bei der geringen Zahl, einem ganzen Orchester gegenüber mit allen seinen losgelassenen Messinginstrumenten, lächerlich werden, um so mehr, als er durch Massen von Statisten verstärkt wird, die nicht einmal anständig stehen, geschweige marschiren können. Man wird diese Rüge vielleicht Kleinigkeitskrämerei nennen; sie ist's aber nicht vor dem Kenner, der sein Auge an Darstellungen auf anderen Hofbühnen gewöhnt hat. Vor ihm findet auch die

spanische Wand im Zimmer der Norma keine Gnade, welche das Lager der beiden Kinder arrangiren helfen mußte. Es sind dieß allerdings Kleinigkeiten, aber auf einer Bühne müssen auch diese streng beachtet werden.

Dr. — k —

Am 17. October:

Alessandro Stradella. Oper in 3 Acten, von Fr. Flotow.

Der im Ganzen wohl gelungenen Darstellung dieser Oper würden wir nicht Erwähnung thun, zumal da bereits schon früher in diesen Blättern von anderer Seite scharfsinnige und erschöpfende Kritiken über vorliegende Oper geliefert worden, veranlaßte uns nicht dazu die neu engagirte Sängerin Fräul. Marburg, welche in der Rolle der Leonore auftrat. Ob ihr Engagement bei der bereits vorhandenen Anzahl von Sängerinnen nöthig und im Sinne einer weisen Oekonomie, liegt uns nicht ob, zu untersuchen; wir hoffen und wünschen nur, die Direction möchte diesen erfreulichen Reichtum an pecuniären Mitteln zum Besten der Kunst wie zur Genugthuung des Publicums auch da in ein günstiges Licht stellen, wo bis jetzt gerade der Mangel sichtbar geworden. Wir hoffen und wünschen mit dem Publicum, sie werde dem Chore von nun an auch entsprechende Summen zufließen lassen, da derselbe, gegenüber der reichen Besetzung der Solopartien, bis jetzt wahrhaft stiefmütterlich behandelt worden ist.

Es ist nicht zu verkennen, daß Fräul. Marburg bei der nicht geringen Anzahl ihrer Colleginnen einen schweren Stand vor dem Publicum hat, denn es wird zu Vergleichen herausgefordert, die, wenn nicht überwiegendes Talent entschieden den Ausschlag giebt, dem Irrthume, der Parteilichkeit und der Laune Thor und Thür öffnen und nie zu einem abstracten Urtheile führen. Betrachten wir die Leistung der Fräul. Marburg außer Beziehung zu den übrigen Sängerinnen, so finden wir, daß die ansprechende Frische ihrer Stimme den Mangel an technischer Fertigkeit verhüllt, was wir dieser Künstlerin, da ihre Jugend bei ernstem Streben zur Hoffnung auf Fortschritte berechtigt, gern nachsehen würden, schiene es nicht, als wollte sie dieselbe gerade geltend machen. In dem Wechselgesange der ersten Scene des dritten Actes war ihre Coleratur unbeholfen und sie würde weit klüger gethan haben, die Figuren zu vereinfachen. Ein einziger Klang- und seelenvoller Ton auf einer großen Note wieat an ästhetischem Werthe eine ganze Masse halsbrecherischer Schändel auf, zumal wenn sie verunglücken. Wir wünschen überhaupt der Sängerin zu Gunsten ihrer frischen Stimme größere Vorsicht, namentlich auch im Triller und im Portamento. Ersterer wird, wie dieß in der ersten Arie des zweiten Actes der Fall war, wo er auf dem *f* liegt,

leicht zu hoch, und letzteres erscheint bei dem Sprunge nach oben rauh und unschön. Ihr Spiel, das sich bei Gesticulation meist nur auf den linken Arm beschränkte, verräth die Anfängerin, schneidet aber keineswegs die Hoffnung auf zu erlangende Fertigkeit ab. Herr Tschatschek sang die Partie des Stradella als tüchtiger Künstler. Nur ein einziges Mal, und zwar in der zweiten Scene des zweiten Actes, trug er bei den Worten: „O frohe Stunde“ zu stark auf und überbot Leonoren und den Chor durch einen unzeitigen Kraftaufwand. Dem Ballet, welches wir leider in anderen Opern, namentlich den Gluck'schen, wahrhaft widersinnig arrangirt finden mußten, dürfen wir bei dieser Darstellung unsern Beifall nicht versagen, und wir erklären uns mit dem Applaus, welcher besonders Mad. Ambrogio gezollt wurde, im Einverständnisse.

Dr. — & —.

Repertoire.

Octbr. 13. Die Geschwister. Schauspiel von Raupach. — „Eugenie“, Fräul. Frei vom stän-

dischen Theater zu Prag, als Gast. (Ein weiches, ansprechendes, aber nicht starkes Organ, ziemliche Sicherheit auf der Bühne wollen wir an dem Gaste keineswegs verkennen; es ist aber auch so ziemlich das Einzige, wozu wir uns nach der heutigen Rolle hinsichtlich der künstlerischen Befähigung verstehen können, die ein so abgetriebenes, tausendmal vorgeführtes Parade Pferd der Gastdarstellerin ist, daß es Voreiligkeit wäre, selbst bei der richtigen Einhaltung des Charakters, gegen den wir einen merklichen Verstoß allerdings nicht vorgefunden und dem sich die Individualität der Künstlerin besonders leicht anschmiegen konnte, eine solche Gastvorstellung als Maasstab besonderer Kunstvollendung gelten lassen zu wollen. Wenn übrigens die Künstlerin sich Beifall erringt, so werden allerdings nur ihre Kunstleistungen die Ursache sein können, und nicht, wie bei mancher anderen Priesterin Thalia's, ein schönes, jugendliches Lärchen.) — 14. Norma. Oper. (S. oben) — 15. Mutter und Sohn. — „Franziska“, Fräul. Frei aus Prag, als letzte Gastrolle. — 16. Templer und Jüdin. Oper. — 17. Stradella. Oper. (S. oben.) — 18. Ein Weib aus dem Volke. — 19. Der verkaufte Schlaf.

Deuilleton.

Man spricht in Paris von dem beabsichtigten Bau einer Moschee, damit die dort sich aufhaltenden jungen Egyptier, Türken, Tunesen und andere Mohamedaner ihren Gottesdienst ausüben können. Ein arabischer Mufti soll dazu berufen und eben so wie die Geistlichen anderer dissentirender Kulte besoldet werden.

Englische Sonderbarkeit. Der berühmte Sir John Price heirathete drei Frauen. Die beiden ersten wurden auf seinen Befehl einbalsamirt und wie zwei Statuen zu Seiten seines Bettes aufgestellt. Die dritte Frau, die er heirathen wollte, entsetzte sich jedoch über diese beiden Mumien und verweigerte ihm ihre Hand, bis er sie habe beerdigen lassen. — Dasselbe begegnete auch dem Dr. van Burchell. Er vereinigte sich mit zwei Aerzten, um dem Leibe seiner verstorbenen Frau den Reiz des Lebens zu geben. Man spritzte die Blutgefäße aus, so daß die Lippen und Wangen ihre Farbe behielten, füllte alle Höhlen des Leibes mit Fäulnis verhütenden Substanzen, setzte Glasaugen statt der wirklichen ein, ordnete die Haare mit der größten Sorgfalt, legte den Körper in eine mit Gyps ausge-

gossene Lade und bedeckte diese mit einer Krystallscheibe. So blieb Madame van Burchell, scheinbar lebendig, fünf Jahre lang in dem Gemache ihres Mannes stehen. Unglücklicherweise forderte aber eine zweite Frau die Wegschaffung ihrer Rivalin und die Beerdigung des Leichnams.

Vor dem Feldzuge gegen die Türken fragte ein Offizier den Kaiser Joseph, welches denn seine wahre Absicht beim gegenwärtigen Kriege wäre. Joseph fragte ihn, ob er schweigen könne. „Ja,“ war die Antwort. „Gut,“ versetzte Joseph, „so erlauben Sie mir zu beweisen, daß ich es auch kann.“

Der Dudelsack, von dem man in dem letzten Decennium fast nirgends mehr sprechen hörte, soll durch einen Instrumentenmacher in Edinburgh auf so erstaunenswerthe Weise verbessert worden sein, daß dieses Instrument aller Wahrscheinlichkeit nach sehr bald in die Mode kommen und in den Salons eine Rolle spielen wird. Schon jetzt soll die Nachfrage nach diesen veredelten Dudelsäcken so bedeutend sein, daß mehr

als 50 Arbeiter, ausschließlich mit der Erzeugung von Dudelsäcken beschäftigt, den sich häufenden Nachfragen nicht genügen können.

Antiquität. Im Gotthard Theater-Kalender von 1778 befindet sich unter andern ein Gedicht mit dem Bemerkten: „Unter das Gemälde der Directrice Koch:

Wär' ich ein Thor, ein Atheist, —
So würde gleich Dein Bild mich ändern und be-
kehren; —
Dem Du die Schönheit schuldig bist,
Der ist gewiß ein Gott, den muß die Welt vereh-
ren; —
Doch wär' ich auch der frömmste Christ, —
So würd' ich doch bei Dir zu sündigen begehren.“

Der Name dieses „platonischen“ Dichters ist Dreyer.

„Ich hatte einmal,“ erzählt ein in Peru Reisender, „als mir mein Paß abgefordert wurde, gerade kein anderes Papier in der Tasche, als das, womit ich die Flinte lud, und reichte es auf Geradewohl dem indianischen Rejidor hin, der es mit Wichtigkeit entfaltete. Mit dicken Lettern stand darauf „Lucia di Cammermoor“. Es war der Theaterzettel der letzten Oper, die vor meiner Abreise in Lima gegeben wurde. Nachdem der Agent der Polizei bald das Blatt, bald mich aufmerksam betrachtet hatte, gab er es mir mit den Worten zurück: „Der Paß ist in Ordnung.“

Einem Bauer gelang es auf einem Markte, für ein nicht gar schönes Stück Rindvieh 40 Gulden Conv.-Münze zu bekommen. Darüber höchst erfreut, zeigte er aus Scherz dem Thiere die vier zehnguldenigen Banknoten mit den Worten: „Siehst Du, das verdanke ich Dir!“ Der Ochse, in der Meinung, es sei etwas zum Fressen, langte mit seiner rauhen Zunge nach den Papieren und verschlang sie im Nu, als wären sie Leckerbissen. Weg war nun der Erlös des armen Bauers, welcher noch dazu seinen Ochsen dem Käufer ausliefern mußte.

Einfache Grabchrift. Auf dem Grabsteine des englischen Schauspielers Burbage, eines Zeitgenossen Shakespeare's, stehen die zwei Worte: Exit Burbage! (Burbage geht ab!)

Paris. Die zu Kairo wohnenden Franzosen haben vor Kurzem dem Andenken des berühmten Generals Kleber ein dauerndes Zeichen gewidmet. Das Haus auf dem Plage Eskebieh, in welchem er gestorben, wird seit einiger Zeit von einem Landesgenossen bewohnt; auf der Terrasse, wo des Muehlmörders Dolch den General getroffen, haben sie seine von einer Granitsäule getragene Büste aufstellen und inmitten der äußern

Fronte des Hauses eine Marmorplatte mit der Inschrift einfügen lassen: „Jean Baptiste Kleber, Obergeneral der Armee von Egypten, geboren zu Straßburg 1754, starb in diesem Hause am 14. Juni 1806.“

Omnibus in London. Die Gesamtzahl der Omnibus, welche jetzt die Straßen von London durchziehen, ist 1490, welche etwa 4000 Menschen beschäftigen. Auf einigen Straßen gewinnen sie täglich 4 Pfd., auf andern nur 2; nimmt man aber auch nur letztere Zahl an, so gewinnen sie täglich 2980 Pfd. und jährlich 1,087,700 Pfd.

Ein Selbstmörder aus verlornen Ehre. Ein Barbier Namens Gondonnier in Brügge hat sich aus verletztem Ehr- und Pflichtgefühl in seiner Wohnung erhängt. Sein Schleifer hatte ihm nämlich die Messer auf Tagesanbruch versprochen und nicht Wort gehalten. So außer Stande, seinen vielen Kunden an einem Samstage den Bart zu rechter Zeit scheeren zu können, gab er sich den Tod.

Synonymik. Auf dem Theater in Mailand sollte in einer komischen Oper ein Tenorsänger in einem Part auftreten, in welchem der Bass ihn „asino“ schalt. — „Können Sie es denn nicht vermeiden,“ sagte bei der Hauptprobe der Tenor, der kein Italiener war, „mich einen Esel zu heißen und dem Gelächter Preis zu geben?“ — „Nichts leichter als das,“ antwortete lachend der Buffo, „ich brauche nur statt asino — giumento (Maulthier) zu sagen.“ — „Was heißt giumento?“ — „Es heißt ungefähr eben so viel als asino, aber es ist ein Ausdruck, den nur wissenschaftlich Gebildete verstehen.“ — Dabei blieb es. Die Vorstellung fand statt, die gefürchtete Stelle kam, der Buffo articulirte mit aller Klarheit eines italienischen Künstlerorgans: Giumento — und das Haus bebte vom allgewaltigen Gelächter. — „Verflucht!“ rief der empfindsame Tenor, „muß denn der Henker heute lauter Gelächter in's Theater führen?“

Ein Engländer, der dieser Tage im Offenbacher Omnibus über die Mainbrücke in Frankfurt fuhr, fraate einen neben ihm Sitzenden, wen die Statue vorstelle? „Den Zwerg Karls des Großen,“ war die Antwort. — „I suppose,“ replied Tom, und schrieb die Notiz sofort in sein Album.

Eine Ballscene in Perpignan. Ein Lieutenant des Generalsstabs machte sich einen Spaß daraus, beim Tanzen mit den Füßen hinten auszuschielen, und bediente so seine Nachbarn mit Fußtritten. Einer gab ihm tanzend dieselbe Münze zurück. Nach dem Tanze frug der Offizier diesen, ob er ihn absichtlich getreten, und lohnte eine bejahende Antwort mit einer Ohrfeige.

Der Geschlagene wollte sich mit einer Rückkehrfrage rechtfertigen, aber seine Tänzerin, eine kleine, feste Catalanie, faßte ihn um den Leib, warf ihn zurück und sprang dann auf den Lieutenant zu, dem sie eine so derbe Maulschelle versetzte, daß es im ganzen Saale wiederklang. Als Galantheme zog der Offizier seinen Hut und sagte: *Merci Madame!*

Nach einem alten ungarischen Gesetz wurde derjenige Mann, welcher der Bigamie überführt war, verurtheilt, mit beiden Frauen unter einem Dache zu wohnen. Diese Strafe war furchtbar, grausam, barbarisch; deshalb wurde das Verbrechen auch nur selten begangen.

Der britische Gelehrten-Congress ist am 17. Sept. auseinander gegangen, nachdem er vorher den Beschluß gefaßt, daß in Zukunft auch Damen active Mitglieder der Association zur Beförderung der Wissenschaften werden können. Zum Orte der nächstjährigen Zusammenkunft ist Oxford bestimmt worden.

Im Parke zu Rohrau, dem Geburtsorte Joseph Haydn's, auf einer kleinen von der Leitha gebildeten Insel, steht diesem Meister zu Ehren ein Monument, das ihm ein Graf Harrach noch bei Lebzeiten mit folgender Inschrift setzen ließ:

„Ein Denkmalstein für Haydn's Ruhm
Macht diesen Platz zum Heiligthum;
Die Muse klaget wehmuthvoll,
Daß dieses großen Meisters Hand,
Die stets Gefühl mit Kunst verband,
Daß diese Hand einst modern soll.“

Auf diesem Monument erhebt sich die Büste Joseph Haydn's, die auf Noten und musikalischen Instrumenten ruht. — Eine zweite Inschrift auf dem Monumente lautet:

„Ihr holden Filomelen,
Betebet diesen Hain
Und laßt aus tausend Kehlen
Dies Lied verewigt sein;
Fern singt es manche Schöne
Am schmelzenden Klavier
Und fühlt durch Haydn's Töne
Auch Zärtlichkeit mit Dir.“

Faraday, einer der größten Chemiker und Physiker Englands, hält häufig in London öffentliche Vorträge, in denen er seine neuen Entdeckungen mittheilt.

In einer der letzten dieser Vorlesungen wurde plötzlich eine Dame unter den Zuhörern ganz blau im Gesicht. Die Dame hatte sich geschminkt, und die rothe Schminke nahm bei der Entwicklung gewisser Dämpfe, die der Professor erzeugte, die schönste blaue Farbe an, zum großen Jubel aller Anwesenden. Eine Nachbarin machte endlich die Unglückliche aufmerksam, die ihr blau angelaufenes Gesicht mit dem Taschentuche bedeckte und in größter Verlegenheit sich entfernte. 25.

Uffo Horn. Ein junger böhmischer Schriftsteller, Uffo Horn, durch seine Mitarbeiterschaft an dem gekrönten Preislustspiele: „Die Vormundschaft“, rasch zu einem Rufe gelangt, schien seiner Natur nach dazu bestimmt, eines der Zwischenglieder zu werden, welche die Verbindung nord- und süddeutscher Bildung und Literatur vermitteln, indem sich in ihnen die Hauptelemente beider Richtungen ausgleichend und ergänzend begegnen. Der Anfang von Horn's Wirksamkeit war ganz dazu angethan, solche Hoffnung von ihm zu fassen. Von Wien siedelte er nach Hamburg über, — von der productiven Literatur wendete er sich zur Kritik. Als Horn darauf nach Böhmen zurückkehrte, ließ sich erwarten, daß er nun persönlich und literarisch die Stellung einnehmen werde, zu der er vorbereitet und berufen schien: als der Vermittler zwischen den Hauptlagern beider verbündeter Heere aufzutreten. Aber Horn hat diese Erwartung nicht erfüllt. Er ist auf den Voraussetzungen stehen geblieben, die er vor acht Jahren erregte, seine Bestrebungen haben sich nach mehreren Seiten hin und selbst bis zur panlawistischen Betheiligung zerflittert, und seine Bethätigung an der Literatur ist eine, wenn auch immerhin achtbare, doch nur beiläufige gewesen: kleinere Gedichtsammlungen, deren Betrag der Prager Blindenanstalt gewidmet war, Vorlesungen und ein nationales Drama „Ottokar“, welches leider dem böhmischen Volke, dem es zunächst gilt, auf der Bühne nicht vorgeführt werden darf. Endlich macht er neuerdings noch einmal den Versuch, der Literatur wieder mit ungetheilter Absicht anzugehören. Er brach aus seiner Vaterstadt Trautenau auf, die in Weimar angesagte Schriftstellerversammlung zu besuchen und nach derselben einen längeren Aufenthalt in Leipzig und Dresden zu nehmen. Die Schriftstellerversammlung fand er aber vereitelt; hoffen wir jedoch von seinem Aufenthalte in Sachsen wiederum seine selbstthätige Betheiligung an unserer Literatur, und wir würden es um der Sache und um seinetwillen aufrichtig beklagen, wollte er die dazu vorhandenen Mittel auch ferner unbenutzt verkommen lassen. 90.